

Robert Gerber



Rufer
im Federkleid



ROBERT GERBER
RUFER IM FEDERKLEID

„ERLEBTE WELT“, BAND 43

ROBERT GERBER

Rufer im Federkleid

Mit 8 Tafeln und Federzeichnungen

von Georg Kretschmar

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Lizenz Nummer 359-425/11/55

1.—10. Tausend

Satz und Druck Borgis Bodoni Antiqua

Alle Rechte durch den Verlag vorbehalten

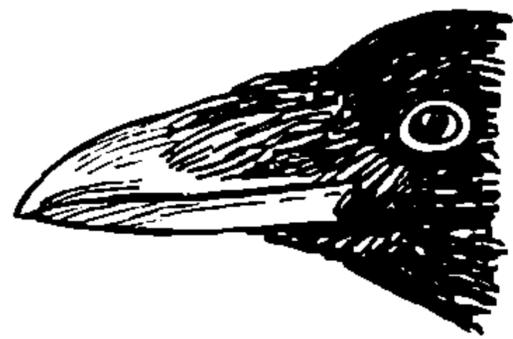
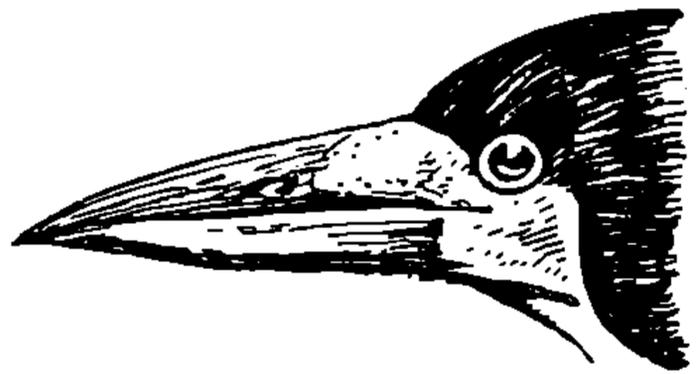
Buchdruckerei III/23/3 — J. Schmidt, Markneukirchen/Sa.

INHALT

Die Rabenkrähe	7
Die Nebelkrähe	17
Die Saatkrähe	21
Die Elster	30
Die Dohle	36
Der Eichelhäher	42
Der Tannenhäher	49
Der Buntspecht	56
Der Grünspecht	69
Der Grauspecht	74
Der Schwarzspecht	77
Der Kuckuck	81
Der Wiedehopf	94
Die Blauracke	101
Die Ringeltaube	107
Die Hohltaube	112
Die Turteltaube	114
Die Türkentaube	116
Wir lernten kennen	121

DIE RABENKRÄHE

Die häufigsten und lautesten Rufer in Wald und Flur sind entschieden die Krähen. Sie begrüßen uns mit ihren schnarrenden Rufen das ganze Jahr über bei unseren Gängen im Freien, und ausgerechnet im Winter, wenn das Vogelleben weit spärlicher in die Erscheinung tritt als in den warmen Jahreszeiten, sind sie am zahlreichsten vertreten. Sie begegnen uns dann oft in Scharen zu Hunderten, besonders im Flachland; denn zu den einheimischen haben sich noch viele Gäste aus Ost- und Nordosteuropa gesellt. Wenn hoher Schnee Felder und Wiesen deckt, wagen sie sich bis in die Dörfer und die städtischen Anlagen und sind dann, vom Hunger getrieben, zuweilen so vertraut, daß man ihr Tun und Treiben aus größerer Nähe beobachten kann. Wenn du sie genau anschaust und besonders aufmerksam auf die Färbung des Gefieders und auf Form und Farbe des Schnabels achtest, wirst du bemerken, daß bei den einen alles schwarz ist: Gefieder, Schnabel und Beine. Bei anderen ist der Schnabel grau gefärbt und außerdem schlanker, die Umgebung der Schnabelwurzel ist federrfrei und ebenfalls grau. Neben diesen schwarzgefärbten Krähen gibt es dann andre, deren Gefieder zwei Farben aufweist, schwarz



Oben Schnabel der Saatkrähe,
unten Schnabel der Rabenkrähe

und grau. Nach dem Augenschein könnte es sich also um drei Arten handeln. Die Forschung hat aber festgestellt, daß die drei verschieden gefärbten Krähen nur zwei Arten darstellen, die Aas- und die Saatkrähen. Die schwarzgrauen und die völlig schwarz gefärbten, die Nebel- und die Rabenkrähen, sind nur zwei Rassen derselben Art, der Aaskrähe. Die Mitglieder beider Rassen halten sich für dasselbe; sie paaren sich dort, wo ihre Wohngebiete zusammenstoßen, miteinander und erzeugen fruchtbare Mischlinge. Die schwarzen Krähen aber mit dem grauen Schnabel sind Saatkrähen, und diese paaren sich nie mit Vertretern der anderen Art. Nebel- und Rabenkrähe erhielten denn auch als Angehörige einer Art die gleichen wissenschaftlichen Gattungs- und Artnamen, nämlich *Corvus corone*, dazu aber noch unterscheidende Rassenamen. Die Rabenkrähe wird als *Corvus corone corone* bezeichnet, die Nebelkrähe als *Corvus corone cornix*. Die Saatkrähe führt dagegen die Namen *Corvus frugilegus frugilegus*.

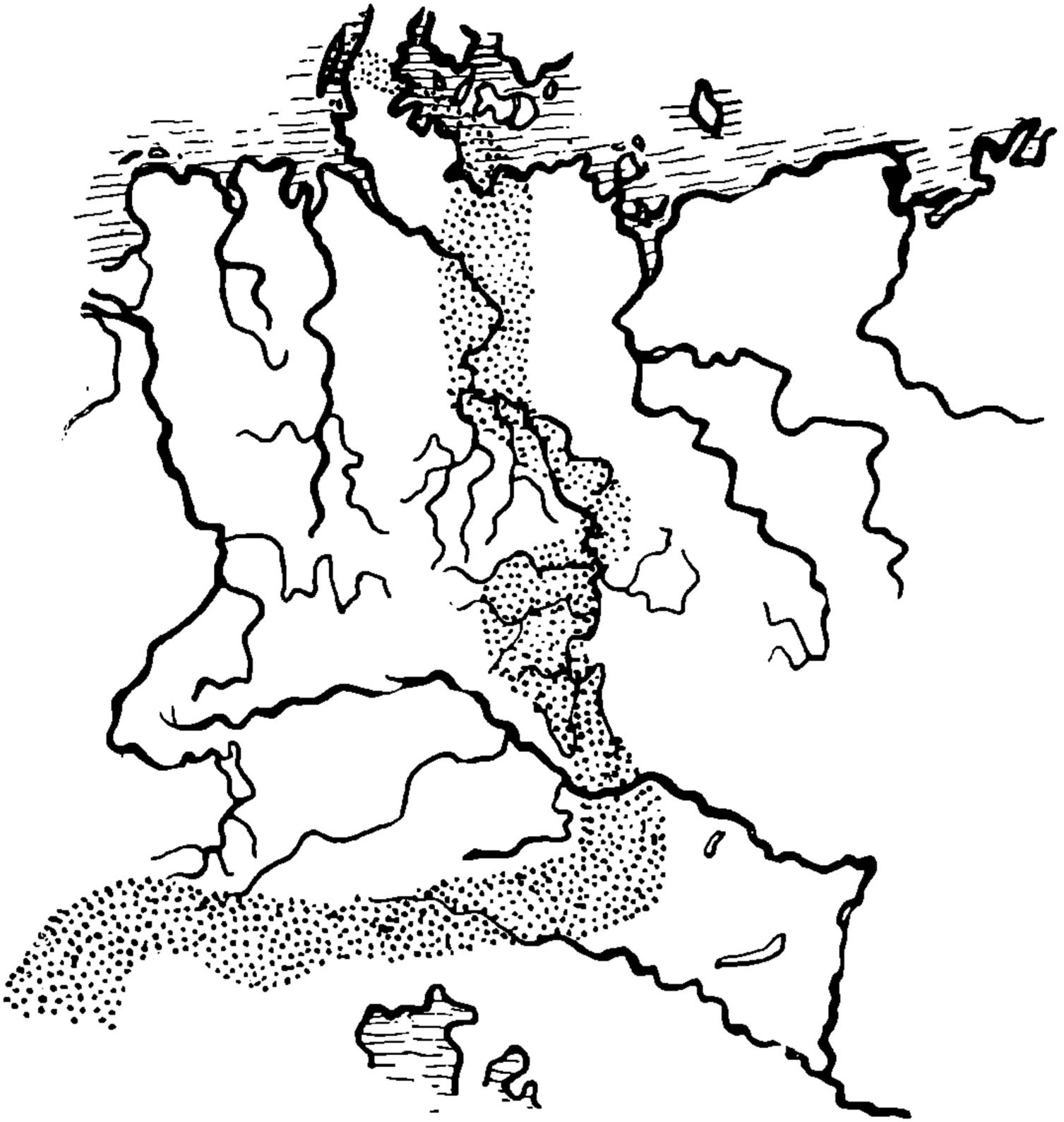
Die Krähen und ihre Verwandten, nämlich Kolkrabe, Dohle, Elster, Eichelhäher, Tannenhäher, Alpendohle und Alpenkrähe, gehören zu den Singvögeln. Sie besitzen wie diese einen oberen und einen unteren Kehlkopf und an letzterem dieselbe Singmuskelvorrichtung wie etwa ein Buchfink oder eine Singdrossel. Außerdem beweisen sie ihre Zugehörigkeit zur Ordnung der Singvögel dadurch, daß ihre Jungen wie die anderer Singvögel einen auffällig gefärbten und zwar einen blutroten Rachen haben und daß sie den Schnabel weit aufreißen, wenn sie nach Futter gieren. Einige Arten, wie Kolkrabe, Dohle und Eichelhäher, sind begabte Spötter, ahmen die Stimmen anderer Vögel oder auch Geräusche wie das Knarren einer Wetterfahne täuschend nach und lernen sogar einige Worte sprechen.

Die Rabenkrähe erhielt ihren Namen daher, daß sie das verkleinerte Abbild des Kolkraben ist. Der Kolkrabe wird 1250 Gramm schwer, Krähen erreichen demgegenüber nur ein Gewicht von rund 500 Gramm. Sie sind also zweieinhalbmal leichter als der urige Wotansvogel, der auf deutschem Boden leider nur noch in Schleswig-Holstein und in den Alpen zu Hause ist und nur ab und zu in benachbarten Gebieten als Brutvogel auftritt, neuerdings im westlichen Mecklenburg.

Die Geschlechter der Rabenkrähe sind wie die der anderen Krähenvögel äußerlich nicht zu unterscheiden. Ihr schwarzes Gefieder schillert je nach der Beleuchtung purpurn oder bräunlich. Die Unterseite besitzt diesen Glanz nicht. Aus den Rufen der Rabenkrähe kannst du die Silben „Kraah“ oder „Aark“ oder „Krab“ heraushören. Vernimmst du aber ein schnarrendes „Garr“, kannst du gewiß sein, daß eine Krähe auf einen harmlosen Bussard oder auf einen ihr noch ungefährlicheren Turmfalken „haßt“. Sie stößt, dabei den Haßlaut ausstoßend, immer wieder auf den Gegner herab, um ihn aus dem Gebiet zu vertreiben. Manchmal beteiligen sich zwei oder drei Krähen an diesem Geplänkel.

Wenn du in Zwickau oder Weimar wohnst, wirst du sommersüber nur Rabenkrähen sehen. Bist du aber in Zittau oder Berlin zu Hause, wirst du Tag für Tag nur Nebelkrähen begegnen. „Wie kommt das?“ höre ich dich fragen. Beide Rassen siedeln in getrennten Gebieten. Die Rabenkrähe ist westlich der Elbe ansässig, und die Nebelkrähe brütet östlich des Stromes. Natürlich bildet die Elbe keine scharfe Grenze. In einem Streifen von etwa 65 Kilometern Breite, der an dem Flusse entlangläuft, kommen beide Rassen vor und verpaaren sich. Es gibt deshalb in diesem

Raum mehr Mischlinge als reine Raben- und Nebelkrähen. Der Grenzstreifen trennt sich im westlichen Mecklenburg von der Elbe und führt von da aus nördlich zur Ostsee. Der weitere Verlauf der Grenze ist aus der Karte zu ersehen.



Brutverbreitung von Raben- und Nebelkrähe in Deutschland.
Westlich der punktierten Mischzone brütet die Rabenkrähe,
östlich davon die Nebelkrähe.

Nach W. Meise und G. Niethammer, Handbuch der deutschen
Vogelkunde

Im Gegensatz zu den kleineren Singvögeln, die nur Brut- oder Jahresehen kennen, leben die Krähen in Dauerehe. In den seltensten Fällen nur wird das vorjährige Nest wieder benutzt, sondern auf einem hohen Baum ein neues errichtet. In baumarmen Mooren wird es notgedrungen auch niederem Gebüsch anvertraut, und in felsigen Gebirgen, wie im Elbsandsteingebirge und in den Alpen, werden Nischen und Spalten in steilen Felswänden zu Nistplätzen erkoren. In neuerer Zeit wurden sogar Nester auf den eisernen Gittermasten von Starkstromleitungen angelegt, wo sie weithin jeder Sicht ausgeliefert waren. Von Mitte März ab tragen beide Gatten Zweige und Ästchen herbei, die sie mit dem Schnabel von Bäumen abknicken. Die einzelnen Paare verhalten sich verschieden. Bei dem einen bauen beide Ehepartner das Nest, bei dem andern betätigt sich das Männchen mehr als der Zuträger, das Weibchen als der eigentliche Baumeister. Die Mulde des Reisignestes wird mit Grasbüscheln, Moos, Haaren, Lumpen und Papier weich gepolstert. Bereits anfangs April werden die vier bis sechs Eier gelegt, die auf blaugrünlichem Grund dunkel gefleckt sind und ausschließlich vom Weibchen bebrütet werden. Das Männchen versorgt seine Gattin reichlich mit Futter, das es im Kehlsack oder, falls es größere Brocken sind, im Schnabel herbeiträgt. Das Weibchen brütet sehr eifrig und verläßt das Gelege nur nach einer der Fütterungen zu einem kurzen Bewegungsflug. Das Männchen wacht auf einem benachbarten Baum, wenn es nicht gerade auf der Nahrungssuche begriffen ist. Nach 17 oder 18 Tagen schlüpfen die Jungen, gewöhnlich nicht gleichzeitig, weil das Weibchen meist vom ersten Ei an brütet. Sie sind demzufolge verschieden groß, und so fügt es sich, daß in vielen Fällen nicht alle Geschwister flügge

werden. Die kleineren werden von den größeren unterdrückt, bei den Fütterungen beiseitegedrängt oder gar aus dem Nest geschoben. Wenn die Jungen die Eischalen sprengen, ist das Wetter oft noch recht unfreundlich. Deshalb muß das Weibchen die nackten Sprößlinge in der Nacht und während der meisten Tagesstunden decken. In dieser Zeit obliegt dem Männchen die Versorgung der ganzen Familie. Sobald aber die Kleinen etwas befiedert sind, hilft das Weibchen die immer hungrigen Schnäbel stopfen. Das Nest wird dadurch sauber gehalten, daß die Alten, wie Dr. Oskar Heinroth auf Grund seiner an jung aufgezogenen Nebelkrähen gewonnenen Beobachtungen vermutete, den breiigen Kot der Jungen im Kehlsack forttragen. Älter geworden, entleeren sich die Jungen über den Nestrand hinweg. Unmittelbar nach dem Schlüpfen wiegen sie 11 Gramm, nach 32 Tagen aber, wenn sie das Nest verlassen, gegen 500 Gramm. Im Lauf dieser Zeit beanspruchen sie eine ansehnliche Menge an Futter. Was die Alten ihnen bringen? Krähen sind Allesfresser. Sie nähren sich von Tieren und Pflanzen, in der warmen Jahreszeit vorwiegend von Tieren. In den ersten Tagen erhalten die Jungkrähen erklärlicherweise nur kleineres Getier, Regenwürmer, Schnecken, Spinnen, kleinere Käfer, Engerlinge, Raupen. Später tragen ihnen die Eltern im Kehlsack unermüdlich auch größere Brocken herzu. Rabenkrähen betreuen jedenfalls ihre Brut aufs beste und verteidigen sie auch tapfer gegen Feinde. Als Dr. Georg Steinbacher einmal im Augsburger Tiergarten zwei aus dem Nest gefallene Jungkrähen aufhob, griffen ihn die Alten wütend an, schrien andere Krähen herbei und verfolgten ihn lange Zeit. Ein Beringer konnte sich angreifender Krähen nur dadurch erwehren, daß er mit der Luftpumpe das Knallen von Gewehrschüssen nach-

ahmte. Es ist deshalb einfach unerfindlich, warum man Eltern, die ihre Kinder nicht pfleglich behandeln, als Rabeneltern bezeichnet.

Aber das muß gesagt werden, daß die Rabenkrähe besonders während der Aufzucht ihrer Jungen allen kleineren und ihr gleichgroßen Mitbewohnern ihres Lebensraumes ein übler Nachbar ist. Sie ist sogar ein Nestplünderer schlimmster Art. Sie räubert nicht nur Gelege und Nestlinge der Kleinvögel, sie zehntet oder vernichtet auch die Bruten von Fasanen, Rebhühnern, Enten, Bleßhühnern, Tauchern und Fischreihern. Wie oft schon habe ich auf den Dämmen und in der Nähe großer Teichgebiete zahlreiche, zweifellos von Krähen zerhackte und ihres Inhalts beraubte Enten- und Fasaneneier gesehen! Ich war auch selbst Zeuge, wie Rabenkrähen Entenküken, die sich zu weit von der Mutter entfernt hatten, von der Wasserfläche wegholten. Selbst erwachsene Vögel sind nicht sicher vor ihnen. Es liegen Berichte vor, daß Rabenkrähen Rauchschwalben von Leitungsdrähten und Weidenzweigen stießen und dann griffen und daß sie fliegende Grauammern, Feldlerchen und Stare erbeuteten oder daß drei Rabenkrähen eine Ringeltaube angriffen und tödlich verletzten. In Hühnerfarmen fielen ihnen nicht nur Küken und halbwüchsige, sondern auch Althühner zur Beute. Sie flogen den Hühnern auf den Rücken und töteten sie durch Schnabelhiebe auf den Kopf. Im Augsburger Tiergarten raubten sie Meerschweinchen. Nachdem zwei der Übeltäter abgeschossen worden waren, mieden sie den Garten. Dr. Heinrich Dathe beobachtete Rabenkrähen bei erfolgreichem Fischfang im Elsterflutbecken in Leipzig, und nach Dr. Hans Kumerloeve schädigten sie bei Osnabrück die Fischerei nicht unerheblich, indem sie in Forellenzucht-

anstalten Forellen bis zu 25 Zentimetern Länge herausfingen, andere Forellen durch Schnabelhiebe verletzten. Natürlich stellen sie auch Mäusen und allerhand Kerbtieren nach, deren Verminderung uns erwünscht ist. Es sollen nur Mai- und Junikäfer und deren Larven, Rüssel- und Schnellkäfer, Raupen und Puppen waldschädlicher Schmetterlinge genannt werden. Aber der Schaden, den sie der menschlichen Wirtschaft zufügen, überwiegt wahrscheinlich doch den Nutzen, den sie gelegentlich stiften. Besonders verhaßt sind sie auch dem Jäger, weil sie die Junghasen trotz ihrer schützenden Fellfärbung entdecken und in erheblicher Zahl vernichten. An pflanzlicher Kost nehmen sie Getreidekörner, Erbsen, Obst und Beeren zu sich.

Es wurde schon oft versucht, den Bestand der Rabenkrähe dort, wo sie sich zu sehr vermehrt hatte, durch Auslegen von vergifteten Eiern und Fleischbrocken zu verringern, doch haben diese Maßnahmen nur selten zum erwünschten Erfolg geführt. Die Krähen hielten sich zurück. Sie sind gegenüber allem Neuen und gegen jede Veränderung in ihrer Umwelt äußerst mißtrauisch. Erst wenn sie sich nach langem Zögern und sehr vorsichtig von der Ungefährlichkeit des Gegenstandes überzeugt haben, nähern sie sich ihm. So kommt es, daß viele Krähen die ihnen verdächtigen Bissen nicht annehmen. Aber mit den Krähen hatten Bussarde und Turmfalken, Füchse und Dachse, die man nicht treffen wollte, die Giftköder aufgenommen und waren daran zugrunde gegangen.

Man kann sie dadurch von Saatfeldern fernhalten, daß man tote Krähen oder Teile von ihnen oder auch schwarze Lappen, die in ihrer Form an Krähen erinnern, auf die Felder legt. Freilich meiden sie dann wohl das eine Feld, fallen dafür aber auf „ungeschützte“ ein. Vogelscheuchen

wirken in der Regel nur kurze Zeit. Wenn erst ein Schwarzrock die Harmlosigkeit der Scheuche erkannt hat, wird sie auch von den andern nicht mehr beachtet, und schließlich setzt sich sogar eine dreiste Krähe auf den lächerlichen Popanz.

Krähen zeichnen sich durch ein gutes Gedächtnis aus und wissen Erfahrungen wohl zu nützen. Einige Beobachtungen mögen das bezeugen. Ich besuchte in früheren Jahren sehr oft einen damals noch nicht öffentlichen Park. Ich kannte dort alle alten Nester, und im März blieben mir die neu entstehenden nicht verborgen. Gewahrte ich im April an einem Nest den über den Rand hinausragenden Schwanz einer brütenden Krähe, stieß ich mitunter mit dem Fuß gegen den Nistbaum. Die Krähe flog erschreckt ab, ohne einen Laut von sich zu geben. Der in der Nähe wachende Gatte gesellte sich zu ihr, und beide ließen sich in größerer Entfernung wieder auf einem Baum nieder. Von da an betrachteten sie mich als ihren Feind. Sie erkannten mich in jeder Kleidung. Sobald ich den Park betrat, flogen sie davon und erfüllten die Luft mit ihren ärgerlichen Rufen. Eine jung aufgezogene Rabenkrähe versteckte, wie es alle Krähen und verwandte Arten zu tun pflegen, Nahrungsvorräte an Stellen, an denen ein kleiner Hund sie aufstöberte und natürlich verzehrte. Darauf verbarg sie ihre Brocken auf einer hohen Gartenmauer, wo sie für den Hund unerreichbar waren. Und nun machte es ihr sichtlich Spaß, wie sich der Hund vergeblich bemühte, die begehrten Bissen zu erlangen. Wie Dr. Curt Floericke im „Jahrbuch für Vogelkunde“ berichtet, wußte eine zahme Rabenkrähe „recht wohl, wenn sie etwas Unerlaubtes tat, und suchte sich dann auf die Einfältige hinauszuspielen. Das gleiche Gebaren wußte sie auch beim Essen mit Vorteil

anzuwenden, und sie gab dadurch reichlich Gelegenheit zum Lachen. Benahm man sich nämlich, als sähe man sie nicht — aber nur in diesem Fall —, so stahl sie geschickt einen gerade aufgesteckten Bissen von der Gabel, um ihn so rasch als möglich hinunterzuwürgen. Drehte man sich nun, während sie auf solche Art beschäftigt war, plötzlich nach ihr um, so ließ sie den erdiebten Bissen unbeweglich in der Kehle stecken, wie er gerade steckte, und blinzelte den darüber aufs köstlichste amüsierten Beschauer schläfrig und gelangweilt an, um bei passender Gelegenheit die unterbrochene Arbeit mit Vehemenz aufzunehmen.“

Verpaarte Rabenkrähen sind offenbar Standvögel. Ein Teil der Jungtiere unternimmt Wanderungen kleineren und kleinsten Ausmaßes, wie Ringfunde bezeugen. Am weitesten, nämlich 143 Kilometer, entfernte sich eine Rabenkrähe von ihrem Geburtsort, die von Lüneburg bis Hameln flog. Andere legten nur wesentlich kürzere Strecken zurück: von Höxter nach Paderborn, von Gifhorn nach Hannover.

Außer dem Menschen stellen den Rabenkrähen nur die größeren Greifvögel und der Uhu nach. Da aber Habicht, Wanderfalk und Uhu sehr selten geworden sind, ist auch die Zahl der Rabenkrähen gering, die sie töten. Von 182 erbeuteten Rabenkrähen konnte Dr. Otto Uttendörfer 93 dem Uhu verbuchen, 17 dem Wanderfalken und 14 dem Habicht. Die übrigen fielen unbekanntem Tätern zum Opfer.

DIE NEBELKRÄHE

Nebel- und Rabenkrähe, als Rassen einer Art aufs engste miteinander verwandt, unterscheiden sich voneinander nur hinsichtlich der Färbung und haben andre Wohngebiete. Bei der Nebelkrähe sind Kopf, Vorderhals, Kropf, Flügel und Schwanz tief schwarz gefärbt, und dieses im Sonnenlicht glänzende und schimmernde Schwarz hebt sich scharf von dem hellen Grau des Körpergefieders ab. Von den verschiedenen Verbreitungsgebieten der beiden Verwandten war schon die Rede. Nun stellen wir fest, daß beide Rassen in den Lebensgewohnheiten und in der Art ihrer Ernährung vollkommen übereinstimmen. Obwohl dir der Verlauf des Brutgeschehens bei der Rabenkrähe bereits ausführlich geschildert wurde, seien dir doch noch einige Beobachtungen bekanntgegeben, die wir Dr. Rudolf Kuhk verdanken. Weil ein Paar Nebelkrähen mitten in der Stadt Rostock brütete, war es ihm möglich, sein Brutverhalten genau zu verfolgen. Das Männchen bewachte zur Brutzeit Gattin und Gelege in aufopfernder Weise. Kleinere Vögel, wie Sperlinge und Buchfinken, die sich in Nestnähe herumtrieben, wurden nicht beachtet. Größere Vögel aber, Dohlen, Möwen und fremde Krähen, wurden sofort erbittert angegriffen und ein großes Stück „in reißendem Fluge“ verfolgt, so daß sie fernerhin das Brutgebiet mieden. Gegen das Ende der Brutzeit ließ sein Kampfeifer sichtlich nach, und „in den letzten zehn Tagen war es kaum noch auf dem Wachposten zu sehen“. Im Jugendkleid sind die schwarzen Teile glanzlos, und die grauen Stellen sind nicht so rein

wie im Alterskleid. Wenn aber gegen Ende September die Mauser beendet ist, sind auch die Jungkrähen im glänzenden Gewand recht schmucke Vögel.

Ulzig sieht es aus, wenn Krähen wackelnden Ganges, Körper und Schwanz abwechselnd nach rechts und links bewegend, dahinschreiten und dabei aufmerksam den Boden nach etwas Freßbarem absuchen. Die Speisekarte der Nebelkrähe verzeichnet dieselben Gerichte wie die der Rabenkrähe.

Der ungarische Ornithologe Dr. Ernő Csiki untersuchte die Inhalte von 275 Mägen. In 18 fand er die Reste von Junghasen und Kleinvögeln, in den übrigen aber Mäuse, vorwiegend Feldmäuse, Käfer der verschiedensten Arten, Drahtwürmer, Erdraupen, die die Wurzeln der Wiesen- und Feldpflanzen benagen, Maulwurfsgrillen und Feldgrillen, Tausendfüßler, Getreidewanzen, Ameisen, Wespen und Schnecken. Nach seiner Meinung halten sich bei der Nebelkrähe Nutzen und Schaden die Waage. Bei Allesfressern, wie es die Krähen sind, ist eine gerechte Beurteilung ihrer Bedeutung für die menschliche Wirtschaft außerordentlich schwierig, weil ihre Nahrung je nach der Örtlichkeit, die sie bewohnen, und nach den Jahreszeiten sehr stark wechselt.

Die in Deutschland wohnenden Nebelkrähen sind überwiegend Standvögel. Aber einzelne Jungtiere entfernen sich im ersten Lebensjahr mehr oder weniger weit von ihrem Geburtsort. So wurde ein im Mai 1931 bei Porsdorf im Elbsandsteingebirge beringter Mischling Ende Oktober des gleichen Jahres bei Buchen im Odenwald geschossen, war also 380 km westwärts gewandert. Im Herbst und Winter sind mit einem Male Nebelkrähen auch dort, wo die Rabenkrähe siedelt. Sie stammen aus Nord-, Nordost- und Ost-

europa und verbringen den Winter in den milderen Gebieten Mittel- und Südeuropas. Der Ringversuch lehrte uns, daß die über die Kurische Nehrung ziehenden, in Rositten beringten Nebelkrähen, also solche, die in Finnland beheimatet sind, im gesamten norddeutschen Flachland überwintern. Als ihr südlichstes Winterquartier wurde bisher die Gegend von Torgau ermittelt. Von den in Sachsen, in Thüringen und den weiter westlich und südlich überwinternden Nebelkrähen sind die Herkunftsorte noch nicht bekannt.

In den Nachkriegsjahren fiel mir auf, daß unter den zahlreichen Saatkrähen, die den strengen Wintern des Ostens weichen und als Wintergäste unsere Fluren beleben, viel weniger Nebelkrähen vertreten waren als in früheren Jahren. Ich sah am 18. Dezember 1945 auf einem Felde nördlich von Leipzig unter Hunderten von Saatkrähen nur fünf Nebelkrähen. Wie ganz anders war das früher! In den Hof der Schule, an der ich tätig war, kamen regelmäßig drei Nebelkrähen und mehr zu Gaste. Während der Pausen saßen sie abwartend auf den Bäumen des benachbarten Friedhofs. Sobald aber die letzten Kinder in den Gebäuden verschwunden waren, flatterten sie auf den Hof und lasen die Krumen auf. Von zwei Aufnahmen des Leipziger Tierphotographen Otto Pfaff aus dem Winter 1908 zeigt die eine neben zwei Saatkrähen zwei Nebelkrähen, die andre unter fünf Saatkrähen sogar vier Nebelkrähen. Solche Aufnahmen würden gegenwärtig keinem Photographen mehr gelingen. Nachdem ich im Jahre 1950 in der Zeitschrift „Die Vogelwelt“ über die auffällige Abnahme überwinternder Nebelkrähen bei Leipzig berichtet hatte, wurde das gleiche auch für andere deutsche Gebiete bestätigt, für Heidelberg, die Pfalz, Rheinland-Westfalen, Hannover

und Schleswig-Holstein. Die Frage, worauf diese Erscheinung zurückzuführen ist, kann man mit Professor Dr. Walter Emeis wohl dahingehend beantworten, „daß das Milderwerden des Klimas die Nebelkrähen veranlaßt, den Winter weiter nördlich zu verbringen“. Diese Erklärung wurde gestützt durch Beobachtungen des schwedischen Ornithologen Gustaf Rudebeck, der bekanntgab, daß „die Nebelkrähe neuerdings häufig in Mittel- und Südschweden überwintert“.

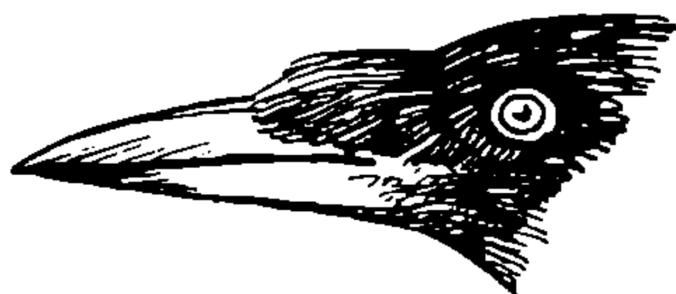
Daß im Winter infolge des Zuzugs aus kälteren Gebieten in deutschen Landen die Zahl der Nebelkrähen die der Rabenkrähen übertrifft, zeigte sich auch in den Untersuchungen Uttendörfers, wonach 1274 Nebelkrähen in den Fängen größerer Greifvögel und Eulen verendeten, demnach genau siebenmal mehr als Rabenkrähen. 338 holte sich der Habicht, 79 der Wanderfalke, 132 der Uhu. 606 fielen unbekanntem Tätern zum Opfer.

DIE SAATKRÄHE

Krähen tragen die Farben der beginnenden und der tiefen Nacht an sich, sind aber Tagvögel. Die Zugvögel unter ihnen, Angehörige der Nebelkrähen und der Saatkrähen, gehorchen auch nur bei Tage dem ihnen innewohnenden Wandertrieb. Du kannst auch im Gebirge etwas von diesen Wanderungen bemerken; denn Krähen scheuen nicht davor zurück, sie zu überfliegen; aber im Flach- und Hügelland treten wandernde Krähenscharen weit mehr in Erscheinung. Großen Heereszügen gleich überfluten sie im Herbst und zeitigen Frühjahr das Land. Kleinere und größere Schwärme, mitunter auch einzelne Tiere, folgen, locker gereiht, ununterbrochen aufeinander. Wenn du schon glaubst, die letzte Krähe sei vorbeigeflogen, lösen sich nach kurzer Pause neue Trupps aus dem grauen Himmel. Wie oft schon bin ich stehengeblieben, um das eindrucksvolle Schauspiel zu genießen! Es sind zumeist Saatkrähen, die „schwirren Flugs“ so ankommen; aber helle „Jack“-Rufe, die von Zeit zu Zeit aus ihren Reihen an dein Ohr dringen, belehren dich, daß sich auch Dohlen unter den Wanderern befinden.

Fliegen die Krähen tief genug, kannst du mit einem guten Glas die schlanken, grauen Schnäbel der Saatkrähen erkennen, die den Eindruck erwecken, als wären sie wie Pflöcke in den Kopf gesteckt worden. Einjährige Saatkrähen besitzen den grauen Schnabel noch nicht. Bei ihnen ist er noch schwarz wie der Schnabel der Rabenkrähe und zudem noch wie bei dieser in der Wurzelhälfte befiedert. Dann sind beide Arten leicht miteinander zu verwechseln. Aber

der schlankere Schnabel und das stark schillernde Gefieder lassen den sorgfältigen Betrachter die Saatkrähe erkennen. Erst im zweiten Jahr verlieren sich die borstenartigen Federn auf dem Oberschnabel, und es bildet sich auch erst dann der graugrindige Ring im Gesicht, der die Schnabelwurzel umgibt. Das schwarze Gefieder der Saatkrähe ziert ein auffallend kräftiger violetter Schimmer. Zeigen sich dir einmal Saatkrähen an einem sonnigen Wintertag, wirst du dich sicher des wechselnden Farbenspiels auf dem schwarzen Talar erfreuen, sofern dir der Sinn für Schönheit eigen ist, die sich nicht aufdringlich bemerkbar macht. Ein geschultes Ohr vermag Saat- und Rabenkrähen auch an der Stimme zu unterscheiden. Klingt das „Kroah“ heiser, dann ruft eine Saatkrähe. Äußerlich unterscheiden sich beide Arten nur geringfügig, um so mehr aber in der Lebensweise. Nebel- und Rabenkrähe sind Einzelbrüter. Ihre Nester stehen nie auf benachbarten Bäumen, sondern in der Regel Hunderte, ja Tausende von Metern voneinander entfernt. Saatkrähen aber sind Koloniebrüter. Zehn Nester auf einem Baum sind keine Seltenheit, doch wurden auch Bäume mit 40 Nestern gefunden. Heute noch gibt es auch in Deutschland Kolonien, die aus tausend und mehr Nestern bestehen. Nur ausnahmsweise findet sich wo ein Paar, das einsam brütet.



Schnabel einer jungen Saatkrähe, Schnabelgrund beborstet

Im Gegensatz zu den einzeln brütenden Aaskrähen, die sich zur Brutzeit am Nest und in dessen Nähe sehr heimlich verhalten, um es nicht zu verraten, geht es in einer Saatkrähenkolonie besonders zur Bauzeit und während der Auf-

zucht der Jungen sehr lärmend zu. Wozu auch übertriebene Vorsicht üben, wenn sich die vielen Nester im Geäst der Bäume und der lebhafteste Verkehr in der Kolonie doch nicht verheimlichen lassen! Überdies ist immer eine Anzahl Krähen „zu Hause“, um gegebenenfalls einen Feind von der Kolonie abzuwehren.

Auch bei der Saatkrähe leben die Paare in Dauerehe. Trotzdem umwirbt bei Beginn der Liebeszeit Ende Februar — Anfang März das Männchen sein Weibchen; es balzt. Es streckt dabei den Hals weit vor, fächert den Schwanz und stößt quorrende Töne aus. Jedes Paar bezieht nach der Rückkehr in die Kolonie, die gewöhnlich schon Ende Februar aufgesucht wird, nach Möglichkeit sein altes Nest und bessert es aus. Ein Paar, dem kein altes zur Verfügung steht, baut ein neues aus Zweigen, die von den Bäumen abgebrochen werden. Es wird dir einleuchten, daß die Krähen damit die Bäume erheblich schädigen können. Gern werden Baustoffe aus bereits vorhandenen Nestern stibitzt. Deshalb bewacht stets ein Gatte das Nest während des Baues, um solchen Spitzbübereien vorzubeugen. Auch bei der Saatkrähe bebrütet nur das Weibchen die drei bis fünf Eier. Es läßt sich vom Männchen füttern, das während der ersten zehn Tage nach dem Schlüpfen der Jungen die ganze Familie mit Futter versorgt, weil das Weibchen seine nackten, wärmebedürftigen Kinder hudern muß. Sind die Jungen, die zunächst wie alle Singvögel blind sind, sehend geworden, begrüßen sie die mit Futter heimkehrenden Eltern mit lautem Gekrah, und das Lärmen steigert sich um diese Zeit in der Kolonie ganz beträchtlich. Meist werden in jedem Nest nur zwei Jungkrähen groß; ihre Sterblichkeit ist also erheblich. Nach dem Ausfliegen des Jungvolks verläßt die ganze Besatzung die Kolonie. Die Krähen

schweifen nun, zu Schwärmen vereinigt, im Lande umher und nächtigen gemeinsam in Wäldern, Feldgehölzen oder größeren Parkanlagen.

In England mit seinen milderem Wintern ist die Saatkrähe Standvogel. Die deutschen Saatkrähen unternehmen, wie Ringvögel erkennen lassen, kleinere oder größere Wanderungen. In Hannover erbrütete wurden in England angetroffen, mecklenburgische in der Zeit vom Oktober bis in den April hinein in Belgien, Holland, England und Dänemark. Durch beringte Saatkrähen haben wir auch erfahren, woher die unsere Fluren belebenden „Winterkrähen“ kommen. Im harten Winter 1928/29 erlagen auch Saatkrähen der Kälte und dem Hunger. An beringten sahen wir, wo sie beheimatet sind. Im Juni 1928 bei Moskau beringte wurden im Februar 1929 bei Bautzen, Kassel und Kolmar im Elsaß gefunden.

Bei uns überwinternde Saatkrähen suchen Jahr für Jahr dieselben Schlafplätze auf, so lange sie dort nicht wesentlich belästigt werden. Das Lindenthaler Wäldchen bei Leipzig war viele Jahre lang ein solcher Platz. Jeden Morgen zogen damals die Krähen und Dohlen in Scharen über mein Wohnhaus hinweg, Schuttablageplätzen und Feldern zustrebend, die zum Teil kilometerweit von ihrem Nachtquartier entfernt lagen, und jeden Abend flogen sie wieder zurück. Auf einem Felde neben dem Waldstück versammelten sie sich mit den aus allen Himmelsgegenden anfliegenden Scharen, und dann, bei einbrechender Nacht, erhoben sie sich zu Tausenden, wirbelten, schwarzen Flocken gleich, durcheinander, kreisten kurze Zeit über dem Gelände und fielen endlich im Walde ein. Der Boden unter den Bäumen war zuletzt mit gelbbraunlichen Gewöllen übersät, die hauptsächlich aus Getreidespelzen bestanden, aber auch

Gummiteile, Kerzenstummel, Mäuseknochen und Steinchen enthielten.

Krähen sind ruhelose Wanderer. Wenn man die nachtschwarzen Gesellen an einem trüben, häßlichen Wintertag bei beginnender Dämmerung am trostlos grauen Himmel über sich dahinziehen sieht, fallen einem Nietzsches Worte ein:

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnein.
Wohl dem, der eine Heimat hat!

Bis zur Jahrhundertwende war die Saatkrähe als Brutvogel in Deutschland in allen Ackerbaugebieten des Tief- und Hügellandes weit verbreitet. Infolge der steten Verfolgung durch Menschen ist ihre Zahl beständig zurückgegangen. Das Brüten in Kolonien macht es dem Menschen ja sehr bequem, ihre Zahl zu vermindern; er kann leicht ganze Kolonien ausrotten. Über die Gründe dieser feindseligen Einstellung des Menschen sollst du später Näheres erfahren. Nach dem zweiten Weltkrieg hat sich die Zahl der Saatkrähen infolge des Schußwaffenverbotes wieder vermehrt. Ein Beispiel möge das bezeugen: Im Jahre 1941 horsteten, wie Dr. Hans Alfred Kirchner berichtete, in Mecklenburg in 31 Kolonien etwa 8000 Paare. 1952 aber bestanden im selben Raum 72 Kolonien mit 28797 Horsten, im heutigen, vergrößerten Mecklenburg sogar 125 Kolonien mit 50054 Brutpaaren. Nach dem Kriege hat sich die Saatkrähe auch inmitten des Straßenlärms von Städten angesiedelt, so in Berlin, Hamburg, Wiesbaden, Würzburg, Augsburg, Lübeck und Flensburg. Nach Leipzig kam sie 1948 gleich in beträchtlicher Zahl, als eine Kolonie im Paunsdorfer Wäldchen ihrer Horstbäume beraubt wurde.

Sehr bald machten sie sich recht unbeliebt durch den Lärm, der besonders während der Jungenfütterung schon in den frühen Morgenstunden anhebt. Übel vermerkt wird auch, daß sie zum Bau ihrer Nester die Bäume vieler Ästchen berauben, und zum dritten bedenken sie mitunter harmlose Leute, die sich unter den Bäumen ergehen wollen, mit Gaben recht unerwünschter Art. Wir wollen hier nicht rechten, es gibt eben empfindliche Naturen; wo die Krähen aber abseits von Wohnhäusern brüten, sollte man sie gewähren lassen! Geben sie doch dem Stadtmenschen Gelegenheit, ein Stück unverfälschter Natur in der Nähe zu sehen. Unbefangen betrachtet, sind die Krähen recht stattliche Vögel. Sie haben nur darunter zu leiden, daß sie schwarz aussehen und daß ihre Stimme von den Menschen nicht als angenehm empfunden wird. Sie gelten als „Galgenvögel“, als „Unglücksraben“, als „schwarzes Gelichter“. Und doch verdient gerade die Saatkrähe eine ganz andere Einschätzung. Schon die Form ihres Schnabels weist darauf hin, daß sie ihre Nahrung hauptsächlich aus dem Boden herausholt. Die umfangreichen Untersuchungen von Mageninhalten durch deutsche, ungarische und englische Forscher haben zu Genüge bewiesen, daß sie hauptsächlich solche Schädlinge vertilgt, die im Erdboden oder auf dem Erdboden wohnen; Engerlinge, Drahtwürmer, Erdraupen, Schnecken, Käfer, Mäuse. Wo Saatkrähen hausen, gibt es keine Maikäferplagen. Der ungarische Forscher Dr. Titus Csörgey fand in den Mägen von 45 jungen Saatkrähen 34 Rüssel-, 24 Schnell-, 15 Mai-, 3 Mistkäfer, 19 Grasböcke, 15 Feld- und 36 Maulwurfsgrillen, 15 Heupferde, 35 Engerlinge, 10 Drahtwürmer, 6 Feldwanzen, 32 Schnecken, 2 Frösche, dazu 100 Maiskörner und 4 Kirschkerne, also in der Hauptsache schädliche Insekten. Schon im Jahre 1913

fällte das ungarische Ornithologische Institut auf Grund der vielfachen Untersuchungen über die Ernährung der Saatkrähe durch seine Mitarbeiter folgendes Urteil: „*Corvus frugilegus* ist in erster Linie Insektenfresser, erst in zweiter Linie Pflanzenfresser, und zwar dort und dann, wo und wann es an Insekten mangelt. Sie verursacht in der Saat und in den Maiskulturen zeitweise und stellenweise Schaden, welcher aber teils verminderbar, teils ertragbar ist. Der Schaden ist nur dort bedeutend, wo die Krähe in übergroßer Zahl vorkommt und demzufolge oft wegen Mangels an Insekten auf Pflanzenkost angewiesen ist. An solchen Orten ist ihre Verminderung zulässig. Der beständig wirkende Nutzen ist — aufs ganze Land verallgemeinert — größer als der periodische und lokale Schaden.“ Der ungarische Forscher Dr. Albert Vertse, der 1942/43 die Magen-inhalte von 1937 Saatkrähen und 429 Saatkrähengewölle untersuchte, gelangte zu folgendem Ergebnis: Die tierische Nahrung betrug 59,1 %, die pflanzliche 40,9 %. Den Nutzen berechnete er auf 47,3 %, den Schaden auf 19,6 %. Die restlichen Nahrungsteile waren indifferenter Natur.

Im April 1951 erbat ich mir die Mägen von siebzehn jungen Saatkrähen, die in Leipzig erbrütet und von der Feuerwehr aus den Nestern geholt wurden, und übergab die Inhalte derselben Herrn Hermann Dietze, Leipzig, und Herrn Dr. Kurt Delkeskamp, Berlin, zur Bestimmung der Insektenreste. Es zeigte sich, daß sämtliche Jungkrähen mit Engerlingen gefüttert worden waren, ferner mit Rüssel-, Dung-, Stutz-, Schild- und Laufkäfern und Ohrwürmern. An pflanzlicher Kost waren ihnen nicht mehr als 59 Haferkörner zugetragen worden. In der Arbeit, in der ich darüber berichtete, hatte ich am Schlusse bemerkt, daß die Krähen die mit der Sämaschine in die Erde gebrachten

Körner sicher aus dem Boden herausgeholt und dadurch einen gewissen Schaden angerichtet hätten. Daraufhin teilte mir Herr Dr. Felix Portig, Leipzig, mit, daß beim Säen mit der Maschine mitunter Körner von den „Zustreichern“ der Maschine nicht in den Boden eingestrichen werden und auf der Oberfläche liegen bleiben. Der Schluß seiner Ausführungen sei hier wiedergegeben: „So habe ich z. B. im Oktober 1950 an dem Felde gegenüber der Probstheidaer Sandgrube, Augustinerstraße, beobachtet, daß beim Säen von Weizen außerordentlich viel Körner obenauf liegen geblieben sind. Als nach etwa 10 Tagen der Weizen keimte, sammelten sich täglich Hunderte von Saatkrähen auf der Weizensaat, und ich fürchtete für die Saat zunächst wirklich sehr, bis ich dann nach weiteren acht Tagen nach einem Regenguß feststellte, daß die Saat sehr gut aufgegangen war. Das betreffende Weizenfeld brachte dann im Jahre 1951 eine ganz ausgezeichnete Ernte. In diesem Falle wurde es mir klar, daß die vielgelästerten Saatkrähen tatsächlich zum größten Teil nur die obenauf liegenden Weizenkörner aufgenommen hatten und nur in seltenen Fällen in die Tiefe gegangen waren.“

In Polen wurde die Saatkrähe in Anerkennung ihrer nutzbringenden Tätigkeit unter Schutz gestellt.

Sie hat, wie du dir denken kannst, dieselben Feinde wie die anderen Krähen. Von 606 Artangehörigen, die Greifvögeln und der größten Eule, dem Uhu, zum Opfer fielen, konnte Uttendörfer dem Habicht 44, dem Wanderfalken 27, dem Seeadler 14 und dem Uhu 9 buchen. Bei 510 Saatkrähenerpufungen, also bei den meisten, war der Täter nicht zu ermitteln.

Krähen gehören nicht zu den Lieblingen der Menschen; vielen Menschen sind sie im Gegenteil sehr verhaßt. Viel-

leicht hast auch du sie bisher mit scheelen Augen betrachtet. Aber sie haben im Haushalt der Natur Aufgaben zu erfüllen, die auch wir noch gar nicht genau genug kennen und von denen viele Menschen noch gar keine Ahnung haben. Ich habe dich schon auf die guten Seiten der schwarzen Gesellen hingewiesen. Nun möge dir noch Hermann Löns sagen, wieviel die zu Unrecht viel Verachteten und Verleumdeten einem besinnlichen Naturfreund und Naturbeobachter zu geben vermögen: „Ein blankes Krähenpaar auf der grünen Aprilsaat, der gelben Auguststoppel oder einem weißen Schneefeld, ein Krähenflug, der unter dem blaugrau und rosenrot getönten Abendhimmel dahinzieht, der zärtliche Balzruf der Krähen im kahlen Vorfrühlingswald, ihr Krächzen im sturmzerzausten Herbstwalde, das alles gehört zu der deutschen Landschaft. Behalten wollen wir sie in der Landschaft, die blanken, klugen Krähen, Deutschlands interessanteste Großvögel!“

DIE ELSTER

Die Elster ist zweifellos eine schmucke Erscheinung. Von der Ferne erscheint sie dir als ein schwarz und weiß gezeichneter Vogel. Aber es scheint nur so. In der Nähe gewahrst du auf dem schwarzen Gefieder von Kopf, Hals, Brust und Rücken, besonders aber auf den Flügeln einen herrlich grünblauen Schimmer, und den auffallend langen, gestuften Schwanz zieren ein dunkles, metallisches Grün und eine blaue Spitze. Von den zwölf Steuerfedern sind die beiden mittleren die längsten, die äußersten die kürzesten. Weiß sind die Schultern sowie die Unterseite und die Innenfahnen der Handschwingen. Beim ruhenden Tier mit angelegten Flügeln ist von diesem Weiß nichts zu sehen; aber im Flug kommt es prächtig zur Geltung. Die Geschlechter kannst du an der Färbung nicht unterscheiden. Die Männchen sind nur etwas größer und schwerer als die Weibchen. Das Durchschnittsgewicht der Elstern wird mit 200 Gramm angegeben.

In Höhen über 700 Metern wirst du die Elster kaum oder nur sehr selten zu Gesicht bekommen; in den tieferen Lagen aber und im Flachland ist sie allgemein verbreitet, ja ihre Zahl hat nach dem letzten Kriege infolge des Schießverbots außerordentlich zugenommen. Siedelte sie früher in der freien, von Gebüsch und Hecken durchsetzten Landschaft oder in Feldgehölzen seitab von Dorf und Stadt, so hörst du gegenwärtig ihr Schackern zu jeder Jahreszeit inmitten der Ortschaften, auf Friedhöfen, in

Kleingarten- und Parkanlagen, und sie erdreistet sich sogar, hier in einem Laub- oder Nadelbaum ihr Nest zu errichten.

Trotz ihrer aparten Erscheinung ist man der Elster nicht hold gesinnt; sie hat sich vielmehr bei der Bevölkerung recht unbeliebt, sogar verhaßt gemacht. Ist sie doch ein gefährlicher Feind aller Kleinvögel! Zur Brutzeit sucht sie Bäume und Sträucher ihres Wohngebiets nach Nestern ab und findet, da sie wie alle andern Vögel der Krähensippe recht klug und gelehrig ist, auch so gut wie jedes Nest und räubert es aus, mag es Eier oder Jungvögel bergen. Wo Hühner- oder Entenküken gehalten werden, stellt sie sich ein und weiß unbewachte Augenblicke abzapfen und sich ihre Beute zu erhaschen. Hat sie fünf oder mehr Junge zu ernähren, ist sie mit verstärktem Eifer auf solche unfänglichen Bissen aus. Im übrigen nimmt sie alles Kleinzeug mit, das ihr über den Weg läuft. In 351 Mägen fand Csiki neben Getreidekörnern die Reste von Mai-, Mist-, Lauf- und Rüsselkäfern, ferner von Heuschrecken, Feld- und Maulwurfsgrillen, Wespen, Ameisen, Raupen, Drahtwürmern, Ohrkriechern, Tausendfüßlern, Libellen und Spinnen, von Schnecken, Mäusen, Spitzmäusen, Kleinvögeln und Hühnerküken.

An pflanzlicher Nahrung nehmen Elstern außer Getreidekörnern gern auch Obst und Beeren zu sich. Ich selbst war einmal Zeuge, wie sie in die Kirschbäume einer Landstraße einfielen und sie weidlich plünderten.

Auf dem Boden bewegt sich die Elster schrittweise wie die Krähen; sie hüpfert nicht wie die Eichelhäher. Gleich dem Kolkraben und den Krähen schätzt sie blinkende Gegenstände und hebt sie auf, um sie zu verstecken. Heinroth fing eine entflogene Elster wieder ein, indem er vor ihren

Augen seinen Ring hinlegte. Als sie ihn aufnehmen wollte, konnte er sie mühelos greifen. Die Redensart von der „diebischen Elster“ besteht also zu Recht.

Prof. Dr. Konrad Lorenz, der neben Dohlen auch Elstern aufzog und sie an den Freiflug gewöhnte, machte die Erfahrung, daß Elstern den Dohlen an körperlicher und geistiger Gewandtheit weit überlegen sind. Über eine ganze Zahl von Dohlen gewann eine Elster die Oberhand. „Wenn sie mit einer Dohle raufte, konnte man auf das deutlichste sehen, um wieviel wendiger sie im engen Raum des Käfigs flog. Im Augenblick hatte sie ihren Gegner überflogen und zu Boden gedrückt.“ Den Hund und einen Gelbhaubenkakadu neckte sie, indem sie sich ihnen stets in aller Stille von hinten näherte. Hatte sie ihr Opfer erreicht, hackte sie mit aller Kraft zu und flog sofort mit raschem Flügelschlag einen halben Meter zurück. Floh der Angegriffene, so erneuerte sie sofort ihren Angriff mit erhöhter Kühnheit, das heißt, sie flog ihm meist von hinten auf den Rücken. Setzte er sich zur Wehr, so sprang sie unter lautem Schackern ein kleines Stück zur Seite und trachtete sofort, ihrem Gegner wieder in den Rücken zu kommen. Den Gelbhaubenkakadu brachte sie dadurch geradezu zur Raserei. Nach einigen wütenden Vorstößen gab der große Vogel den Kampf regelmäßig auf, flog weit davon, und sein Zornkreischen verklang weit in der Ferne.

Der Hund konnte die Elster nie fassen, auch wenn sie sich ihm immer wieder knapp ein Meter vor die Nase setzte. Sie ärgerte ihn auf diese Weise so lange, bis er einfach nicht mehr weiter konnte. Ein Hermelin konnte sie ebensowenig erwischen. Neben der Elster „wirkte dieses Sinn-

Tafel 1: Saatkrähe



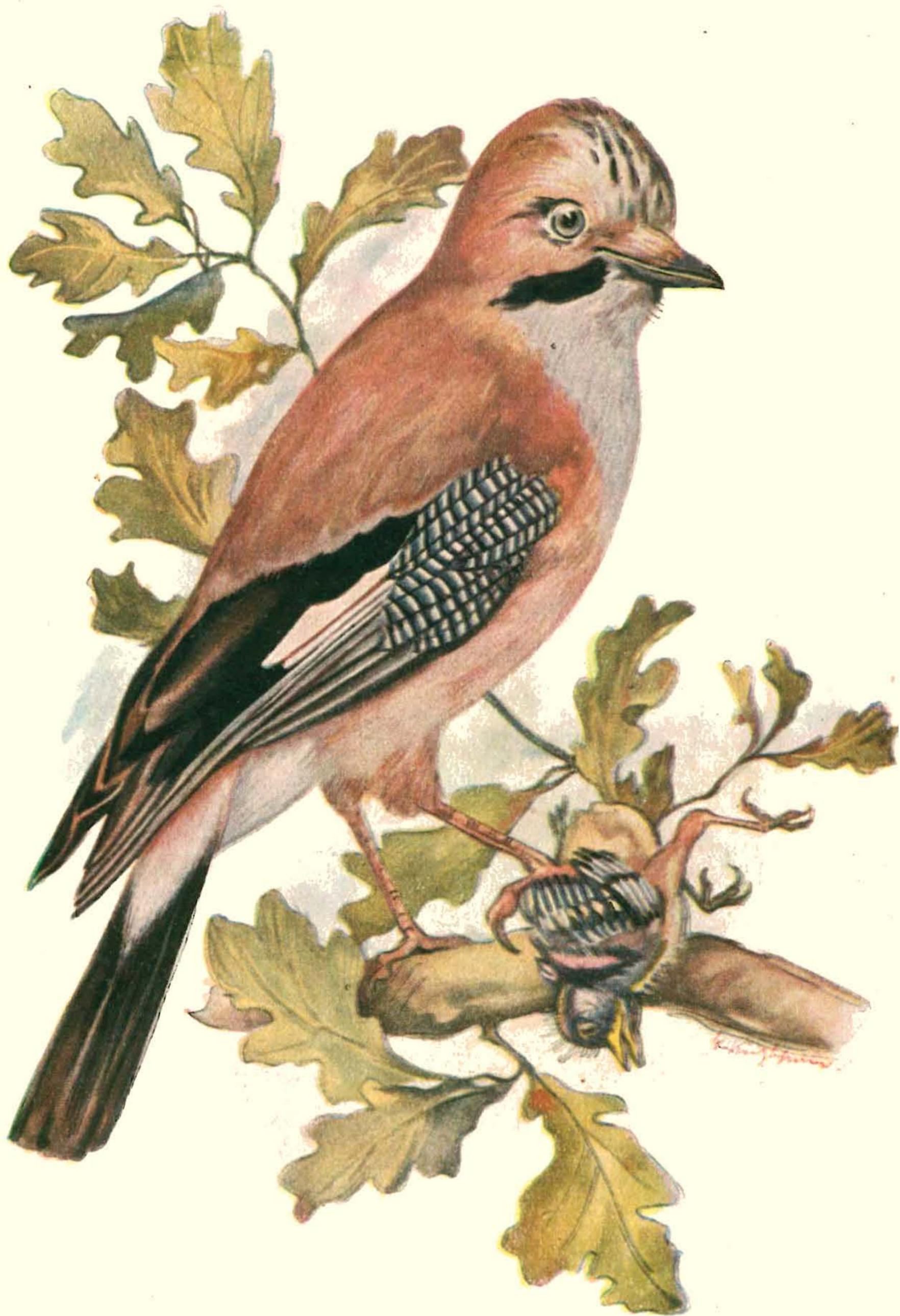


bild der Flinkheit geradezu plump“. Lorenz ist der Meinung, „daß die Elstern auf diese Weise jedem Raubtier den Aufenthalt in dem von ihnen bewohnten Gebiete so sauer machen, daß es vorzieht, anderswo zu jagen“.

Die Nester der Elstern befinden sich zumeist im dünnen Gezweig hoher Bäume, so daß sie auch für einen geübten Kletterer unerreichbar sind. Dort aber, wo sich Elstern sicher fühlen, bauen sie auch in niederen Bäumen, im freien, baumarmen Gelände in Büschen und Hecken. Auch Bodennester wurden gefunden. Schon im März beginnen beide Gatten mit dem Bau. Zunächst stellen sie aus dornigen Zweigen eine haltbare Unterlage her, der sie durch Beimischung von lehmiger Erde eine erhöhte Festigkeit verleihen. Die Mulde wird mit Würzelchen, Stengeln und Tierhaaren ausgelegt. Zuguterletzt wird aus Dornreisern eine lockere, regendurchlässige Haube gewählt, die mit einem seitlichen Einflugloch versehen wird. Gebaut wird hauptsächlich in den frühen Morgenstunden, wenn es keine menschlichen Zuschauer gibt.

Die Ablage der vier bis acht Eier, die ähnlich den Krähen-eiern auf blaugrünlichem Grunde dunkel gefleckt sind, erfolgt erst von Mitte April an. Das Weibchen übernimmt die Bebrütung. Das Männchen beteiligt sich insofern am Brutgeschäft, als es seine Gattin getreulich füttert und in der Nähe des Nestes wacht. Das Paar verhält sich zu der Zeit sehr heimlich, um das Nest nicht zu verraten. Natürlich gelingt das nicht immer.

Nach achtzehn Tagen schlüpfen die Jungen. Sie sind in der Regel verschieden groß, weil das Weibchen schon vom zweiten oder dritten Ei an brütet. Heinroth entnahm einem

Nest mit vier Jungen das größte und das kleinste. Das eine wog 36,5 Gramm, das andere nur 16 Gramm. Beim Füttern lassen die Jungelstern nach Heinroth ein schrilles Gezwitscher hören. Ihr Kot ist wie bei den meisten Nestjungen Singvögeln umhütet und wird von den Eltern fortgetragen. Nach 22 bis 24 Tagen verlassen die Jungen das Nest in ihrem Jugendkleide, dem noch der Glanz der schwarzen Federpartien der Altvögel fehlt. Vom Juni bis zum September wird das Kleingefieder vermausert, und dann unterscheiden sich die jungen von älteren Tieren nur noch durch den kürzeren Schwanz. Sind die Jungen voll flugfähig, verschwindet die ganze Familie aus dem Brutbezirk. Elstern sind Standvögel. Außerhalb der Brutzeit treiben sie sich, immer der Nahrungssuche obliegend, im Gelände umher und suchen gegen Abend gemeinsame Schlafplätze auf. Doch finden sich niemals Tausende zusammen wie Krähen oder Stare. Die Zahl Hundert wird nach den vorliegenden Berichten nur geringfügig überschritten, vielfach gar nicht erreicht. Es gibt auch Pärchen, die einzeln übernachten.

Schnelle Flieger sind die Elstern nicht. Sie überqueren deshalb nicht gern weite, deckungslose Fluren, wo sie mühelos von Habicht und Wanderfalk eingeholt werden können, und die Zahl der Elstern, die durch Rupfungsfunde von Utten-dörfer als Beutetiere ihrer gefiederten Feinde erkannt wurden, ist auch nicht groß. Von 457 alten und jungen Elstern wurden 134 vom Habicht geschlagen, 35 vom Rotmilan, 17 vom Wanderfalken, 12 vom Schwarzmilan, sechs vom Uhu. Die Elster gefällt durch ihre schnittige Gestalt und ihre Farbenschönheit. Sie zwingt uns Achtung ab ob ihrer Schlaueit und Verschlagenheit. Sie ist ein Schmuck der Landschaft. Wir wollen sie nicht missen. Wo sie aber, wie

gegenwärtig vielerorts, in zu großer Zahl auftritt, wo sie dem Geflügelhalter seine Küken raubt, wo sie den Bestand der farbenbunten und sangesfrohen Kleinvogelwelt empfindlich schädigt, muß gerade der Vogelfreund auf ihre Verminderung bedacht sein. Das kann geschehen, weil sie nebst den Krähen, dem Eichelhäher und dem Haus- und Feldsperling zu den ungeschützten Vögeln gehört. Freilich ist es nicht leicht, dem Schlaumeier beizukommen.

an und lernen ihre Flugwege kennen. Erst gegen den Herbst hin erreichen sie die geistige Höhe der Alten.

Durch Lorenz, Dr. Diethelm Zimmermann und Richard Lange sind wir eingehend über das Brutleben der Dohle unterrichtet worden. Zimmermann führte seine Beobachtungen an den Dohlen durch, die die beiden Türme des Großen Münsters in Zürich bewohnen. Es wurden eigens Bruthöhlen für sie eingerichtet, deren Rückseite im Innern des Turmes mit Türchen verschlossen war. Sie ermöglichten dem Beobachter nicht nur, aus größter Nähe das Familienleben der Turmbewohner zu beobachten, sondern auch in photographischen Aufnahmen festzuhalten. Lange hat jahrelang die Kolonie der Burg Scharfenstein im Erzgebirge betreut und über seine Beobachtungen berichtet. Schon einjährige Dohlen können zur Brut schreiten, doch geschieht es einige Wochen später als bei älteren Brutpaaren. Obwohl Dohlen Höhlenbrüter sind, bauen sie ein Nest. Ist die Höhlung groß und tief, dann wird zunächst aus alten Ästen und frischen Zweigen ein umfangreicher, klumpiger Unterbau zusammengetragen. 398 mal trug ein Paar an einem Vormittag zu Neste, wie Georg Hoffmann festgestellt hat. Die Nestmulde, die zuletzt oben geformt wird, erhält ein Polster aus Moos, Gras, Stroh, Haaren, Federn und Papier. Oft mag es nicht leicht sein, Haare in genügender Zahl aufzutreiben. Aber die findigen Gesellen wissen sich zu helfen. Sie wurden mehrfach dabei betroffen, wie sie weidenden Pferden Haare aus dem Winterpelz zupften. Läßt ein niedriges Mauerloch keinen Bau aus Reiersen zu, so wird, wie Lange berichtete, nur schlammige, lehmige Erde eingetragen, die sehr bald in kleine Teilchen zerbröckelt und nach und nach zu Pulvererde wird. „Die

geschlüpften Jungen sitzen dann in einer weichen, angewärmten Staubschicht, die durch ihre mineralischen Bestandteile wahrscheinlich den Vorteil hat, das Nest frei von Schmarotzern zu halten.“

Wenn es die Witterung zuläßt, beginnt der Nestbau bereits im März; die drei bis sechs Eier werden aber erst gegen Ende April gelegt. Sie sind auf hellgrünblauem Grunde fein graublau gefleckt, sind also heller als Krähen-
eier und entsprechend kleiner. Das Weibchen brütet 17 bis 18 Tage und wird während dieser Zeit vom Gatten gefüttert. Lorenz war Zeuge, wie ein Männchen seine Partnerin öfter für kurze Zeit ablöste; Zimmermann aber traf niemals ein Männchen auf den Eiern an. Im Laufe des Tages verläßt das Weibchen im Anschluß an einige der Fütterungen mehrmals das Nest zu kurzen Bewegungsflügen.

Am Schnabel der Jungvögel befinden sich auffallend große, leuchtend gelbe Wülste, die den Alten in der dunklen Höhle sagen, wohin sie das Futter zu stecken haben. Lorenz sah, wie die Alten in den ersten Tagen der Jungenaufzucht die grünen Raupen, die sie in einer nahen Linde sammelten, vor dem Verfüttern in winzige Stückchen zerzapften. Sie bereiteten sie also den Kleinen mundgerecht zu. Auch bei den Dohlen sind die Nestgeschwister, weil sie an verschiedenen Tagen die Eischalen sprengen, verschieden groß. Den Kot der Jungen tragen die Alten nicht im Schnabel fort, sondern immer mit dem Stückchen Moos oder dem Ästchen, an dem er klebt. Berühren sie doch einmal den Kot mit dem Schnabel, können „sie sich nicht genug tun im Kopfschütteln und Schnabelwetzen“.

Mit 22 bis 26 Tagen verlassen die Jungen das Nest in einem Kleid, das nur matt gefärbt ist und jedes Glanzes entbehrt.

Die Sterblichkeit der Jungen ist sehr groß. Aus 41 Eiern, die Scharfensteiner Dohlen legten und bebrüteten, schlüpften nur 29 Junge. 12 Eier waren also taub; nur 21 Junge kamen zum Ausfliegen. Dohlen sind als Krähenvögel Allesfresser, dementsprechend ist ihre Nahrung recht vielseitig. Zimmermann stellte auf sinnreiche Art fest, was die Züricher Dohlen ihren Sprößlingen anboten. Aus der langen Liste seien Regenwürmer, Schnecken, Tausendfüßler, Spinnen, Käfer der verschiedensten Arten, vor allem Mai-, Schnell- und Rüsselkäfer, Blattwespen, Wespen, Fliegen und Schmetterlinge angegeben. Wenige Male nur wurden Brot und andere Teigwaren und Käsestückchen vorgefunden. Fast alle Kostproben enthielten die Reste von Engerlingen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Dohlen dort, wo Maikäfer und Eichenwickler die Wälder bedrohen, durch Vertilgung dieser Schädlinge nützliche Arbeit leisten. Aber die Dohle betätigt sich auch mitunter als Nesträuber. Zwei Züricher Altdohlen hatten sich darin zu Spezialisten entwickelt. Sie drangen des öfteren in Taubenschläge ein, leerten die Eier oder töteten und verzehrten zum Teil die Jungtauben, die sie vorfanden. Sie ließen davon ab, nachdem sie gefangen und beringt worden waren.

Im allgemeinen stiften Dohlen keinen bemerkenswerten Schaden; aber wenn sie Geschmack an Nutzpflanzen finden, wenn sie Kirschbäume plündern, wenn sie, wie Dr. Joachim Profft berichtete, sämtliche Maispflanzen eines Saatzuchtfeldes vernichten oder wenn die zahlreichen, die Tausend überschreitenden Paare der Kolonie eines verlassenen Steinbruches bei Hannover die Erbsen-, Bohnen- und Maisfelder der Umgebung verwüsten, machen sie sich begreiflicherweise bei der Bevölkerung verhaßt, und da

ist gegen Maßnahmen zu ihrer Verminderung nichts einzuwenden.

Dohlen sind je nach ihrer Bruth Heimat Stand- oder Zugvögel. Bei der Saatkrähe wurde schon erwähnt, daß sich unter den im Herbst aus der Sowjetunion nach Mittel- und Westeuropa ziehenden Wanderscharen stets auch Dohlen befinden. In Deutschland sind die Brutpaare offenbar ortstreu. Sie verlassen zwar nach dem Flüggewerden der Jungen den Brutort für einige Wochen, kehren aber im September zu ihm zurück. Jungdohlen sind wanderlustiger. Eine 1940 in Scharfenstein beringte befand sich im Januar 1941 in Mühlhausen im Elsaß. Eine andere Scharfensteiner siedelte nach Bayern um. 1938 beringt, wurde sie im Mai 1941 in Höchstädt an der Donau angetroffen.

Nur 206 Dohlen wurden nach Uttendörfers Untersuchungen von gefiederten Feinden erbeutet. Die geringe Zahl kann nicht wundernehmen; denn ihre Gesamtzahl ist in Deutschland, wo sie in weiten Strecken fehlt, nicht allzu groß.

an und lernen ihre Flugwege kennen. Erst gegen den Herbst hin erreichen sie die geistige Höhe der Alten.

Durch Lorenz, Dr. Diethelm Zimmermann und Richard Lange sind wir eingehend über das Brutleben der Dohle unterrichtet worden. Zimmermann führte seine Beobachtungen an den Dohlen durch, die die beiden Türme des Großen Münsters in Zürich bewohnen. Es wurden eigens Bruthöhlen für sie eingerichtet, deren Rückseite im Innern des Turmes mit Türchen verschlossen war. Sie ermöglichten dem Beobachter nicht nur, aus größter Nähe das Familienleben der Turmbewohner zu beobachten, sondern auch in photographischen Aufnahmen festzuhalten. Lange hat jahrelang die Kolonie der Burg Scharfenstein im Erzgebirge betreut und über seine Beobachtungen berichtet. Schon einjährige Dohlen können zur Brut schreiten, doch geschieht es einige Wochen später als bei älteren Brutpaaren. Obwohl Dohlen Höhlenbrüter sind, bauen sie ein Nest. Ist die Höhlung groß und tief, dann wird zunächst aus alten Ästen und frischen Zweigen ein umfangreicher, klumpiger Unterbau zusammengetragen. 398 mal trug ein Paar an einem Vormittag zu Neste, wie Georg Hoffmann festgestellt hat. Die Nestmulde, die zuletzt oben geformt wird, erhält ein Polster aus Moos, Gras, Stroh, Haaren, Federn und Papier. Oft mag es nicht leicht sein, Haare in genügender Zahl aufzutreiben. Aber die findigen Gesellen wissen sich zu helfen. Sie wurden mehrfach dabei betroffen, wie sie weidenden Pferden Haare aus dem Winterpelz zupften. Läßt ein niedriges Mauerloch keinen Bau aus Reiersen zu, so wird, wie Lange berichtete, nur schlammige, lehmige Erde eingetragen, die sehr bald in kleine Teilchen zerbröckelt und nach und nach zu Pulvererde wird. „Die

geschlüpften Jungen sitzen dann in einer weichen, angewärmten Staubschicht, die durch ihre mineralischen Bestandteile wahrscheinlich den Vorteil hat, das Nest frei von Schmarotzern zu halten.“

Wenn es die Witterung zuläßt, beginnt der Nestbau bereits im März; die drei bis sechs Eier werden aber erst gegen Ende April gelegt. Sie sind auf hellgrünblauem Grunde fein graublau gefleckt, sind also heller als Krähen-
eier und entsprechend kleiner. Das Weibchen brütet 17 bis 18 Tage und wird während dieser Zeit vom Gatten gefüttert. Lorenz war Zeuge, wie ein Männchen seine Partnerin öfter für kurze Zeit ablöste; Zimmermann aber traf niemals ein Männchen auf den Eiern an. Im Laufe des Tages verläßt das Weibchen im Anschluß an einige der Fütterungen mehrmals das Nest zu kurzen Bewegungsflügen.

Am Schnabel der Jungvögel befinden sich auffallend große, leuchtend gelbe Wülste, die den Alten in der dunklen Höhle sagen, wohin sie das Futter zu stecken haben. Lorenz sah, wie die Alten in den ersten Tagen der Jungenaufzucht die grünen Raupen, die sie in einer nahen Linde sammelten, vor dem Verfüttern in winzige Stückchen zerpupften. Sie bereiteten sie also den Kleinen mundgerecht zu. Auch bei den Dohlen sind die Nestgeschwister, weil sie an verschiedenen Tagen die Eischalen sprengen, verschieden groß. Den Kot der Jungen tragen die Alten nicht im Schnabel fort, sondern immer mit dem Stückchen Moos oder dem Ästchen, an dem er klebt. Berühren sie doch einmal den Kot mit dem Schnabel, können „sie sich nicht genug tun im Kopfschütteln und Schnabelwetzen“.

Mit 22 bis 26 Tagen verlassen die Jungen das Nest in einem Kleid, das nur matt gefärbt ist und jedes Glanzes entbehrt.

Die Sterblichkeit der Jungen ist sehr groß. Aus 41 Eiern, die Scharfensteiner Dohlen legten und bebrüteten, schlüpften nur 29 Junge. 12 Eier waren also taub; nur 21 Junge kamen zum Ausfliegen. Dohlen sind als Krähenvögel Allesfresser, dementsprechend ist ihre Nahrung recht vielseitig. Zimmermann stellte auf sinnreiche Art fest, was die Züricher Dohlen ihren Sprößlingen anboten. Aus der langen Liste seien Regenwürmer, Schnecken, Tausendfüßler, Spinnen, Käfer der verschiedensten Arten, vor allem Mai-, Schnell- und Rüsselkäfer, Blattwespen, Wespen, Fliegen und Schmetterlinge angegeben. Wenige Male nur wurden Brot und andere Teigwaren und Käsestückchen vorgefunden. Fast alle Kostproben enthielten die Reste von Engerlingen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Dohlen dort, wo Maikäfer und Eichenwickler die Wälder bedrohen, durch Vertilgung dieser Schädlinge nützliche Arbeit leisten. Aber die Dohle betätigt sich auch mitunter als Nesträuber. Zwei Züricher Altdohlen hatten sich darin zu Spezialisten entwickelt. Sie drangen des öfteren in Taubenschläge ein, leerten die Eier oder töteten und verzehrten zum Teil die Jungtauben, die sie vorfanden. Sie ließen davon ab, nachdem sie gefangen und beringt worden waren.

Im allgemeinen stiften Dohlen keinen bemerkenswerten Schaden; aber wenn sie Geschmack an Nutzpflanzen finden, wenn sie Kirschbäume plündern, wenn sie, wie Dr. Joachim Profft berichtete, sämtliche Maispflanzen eines Saatzuchtfeldes vernichten oder wenn die zahlreichen, die Tausend überschreitenden Paare der Kolonie eines verlassenen Steinbruches bei Hannover die Erbsen-, Bohnen- und Maisfelder der Umgebung verwüsten, machen sie sich begreiflicherweise bei der Bevölkerung verhaßt, und da

ist gegen Maßnahmen zu ihrer Verminderung nichts einzuwenden.

Dohlen sind je nach ihrer Brutheimat Stand- oder Zugvögel. Bei der Saatkrähe wurde schon erwähnt, daß sich unter den im Herbst aus der Sowjetunion nach Mittel- und Westeuropa ziehenden Wanderscharen stets auch Dohlen befinden. In Deutschland sind die Brutpaare offenbar ortstreu. Sie verlassen zwar nach dem Flüggewerden der Jungen den Brutort für einige Wochen, kehren aber im September zu ihm zurück. Jungdohlen sind wanderlustiger. Eine 1940 in Scharfenstein beringte befand sich im Januar 1941 in Mühlhausen im Elsaß. Eine andere Scharfensteiner siedelte nach Bayern um. 1938 beringt, wurde sie im Mai 1941 in Höchstädt an der Donau angetroffen.

Nur 206 Dohlen wurden nach Uttendörfers Untersuchungen von gefiederten Feinden erbeutet. Die geringe Zahl kann nicht wundernehmen; denn ihre Gesamtzahl ist in Deutschland, wo sie in weiten Strecken fehlt, nicht allzu groß.

DER EICHELHÄHER

Der Eichelhäher ist der bunteste der Krähenvögel. Du kennst seine hübschen, schmalen, schwarzweißblau gestreiften Flügelfedern, die so gern an den Hut gesteckt werden. Das Körpergefieder des Eichelhähers ist zum größten Teil vornehm rötlichgrau getönt. Schwarz sind nur der Schwanz, der kurze Bartstreif, der am Schnabel beginnt, einige Stellen in den Flügeln und der Schnabel. Auf dem Kopf sitzt eine weißliche, dunkel gestreifte Haube; bei Ärger und sonstigen Aufregungen wird sie gesträubt. Erkennst du im Walde oder in Waldnähe aus größerer Entfernung oder bei ungünstiger Beleuchtung an einem fliegenden, tauben-großen Vogel weiter nichts als eine weiße Stelle zwischen Rücken und Schwanz, ist es ein Eichelhäher, der dir, wie immer im Fluge, seinen weißen Bürzel zeigt.

Im übrigen verrät sich der Eichelhäher auch dann, wenn man ihn nicht sieht, durch seine lärmende Stimme, ein unschönes, oft erschreckend lautes „Rätsch“ oder „Kräh“. Es ist sein Schrecklaut, den er ausstößt, wenn er in seiner Nähe einen Menschen oder ein Raubtier gewahrt. Ein wahres Zetermordio hebt aber an, wenn mehrere gellend zu lärmern beginnen. Ohne es zu wissen und zu wollen, machen sie durch dieses Krakeelen andere Tiere auf eine bevorstehende Gefahr aufmerksam, die dann sofort mißtrauisch werden, sichern und sich verziehen. So kann es geschehen, daß sie dir eine seltene Beobachtung anderer Tiere zunichte machen, aber auch, daß sich dir Tiere auf der Flucht zeigen, die du sonst gar nicht bemerkt hättest. Wenn nun freilich

sein Verhalten dem Eichelhäher den Ehrennamen Markolf oder Markwart, das heißt „Wächter der Mark“, eingetragen hat, so ist das nur bedingt richtig. Er warnt zwar, aber nicht absichtlich. Auch ohne daß er gestört worden wäre, zeigt sich der Eichelhäher sehr ruffreudig. Wie oft hat er mich schon genarrt mit Rufen, von denen ich zunächst nicht wußte, wem ich sie zuschreiben sollte! Hörst du im Hochwalde, der dir die Sicht nach dem freien Himmel nur stellenweise freigibt, das „Hiäh“ des Mäusebussards, mußt du dich immer erst durch den Augenschein überzeugen, ob wirklich der kreisende Greifvogel oder der Spötter im bunten Narrenkleid gerufen hat.

Wo Wälder grünen, da ist der Eichelhäher zu Hause. Im Erzgebirge folgt er ihnen bis auf die Gipfel der höchsten Berge. Aber auch in städtischen Parkanlagen und auf größeren Friedhöfen gründet er sein Heim, gewöhnlich ein Reiserne auf einem mittelhohen Baum auf zwei bis drei Ästen unmittelbar am Stamm. Es bauen beide Gatten. Die Nestmulde wird sorgfältig aus feinen Wurzeln geflochten und mit Halmen ausgelegt. Daß der sonst so scheue Waldvogel zum Dorfbewohner und Städter wird, sein Nest auf Bäumen der Dorfstraße oder an Häusern auf dem Dachrinnenknie, in der Efeuwand oder an anderen geeigneten Stellen des Mauerwerks errichtet, wird neuerdings immer häufiger gemeldet.

Die fünf bis sechs graugrünen Eier des Eichelhähers sind ziemlich gleichmäßig mit bräunlichen Punkten bedeckt. Bezüglich des Bebrütens verhalten sich die Paare nicht gleichmäßig. Bei einem Paar brütet nur das Weibchen, beim andern teilen sich beide Gatten in die Arbeit. Sehr empfindlich sind die mißtrauischen und vorsichtigen Vögel

gegen Störungen. Nachdem ich ein Nest zweimal eingesehen hatte, wurde es verlassen. Der große Schreihals ist während der Brutzeit recht ruhig, so daß man ihn kaum bemerkt. Du kannst dir denken, warum! Sechzehn bis siebzehn Tage nach Beginn des Brütens liegen die Jungen im Nest. Merkwürdig ist, daß sie fast gleichzeitig schlüpfen, obwohl die Eier vom ersten Ei an bebrütet werden. Die Jungen im Nest verhalten sich sehr still. Älter geworden, lassen sie beim Füttern quäkende Töne hören, wie Heinroth berichtete. Die Kotballen sind umhätet und werden von den Alten in den ersten Tagen verschluckt, später im Schlund fortgetragen und auf Ästen abgesetzt. Wie verschieden verhalten sich doch in dieser Beziehung zwei nahe Verwandte wie die Dohle und der Eichelhäher!

Mit neunzehn bis zwanzig Tagen sind die Jungen flügge und verlassen das Nest in einem Kleide, das in der Farbe dem der Elstern gleicht, aber noch etwas dürftig ist. Doch wiegen sie schon in diesem Alter nach Heinroth dasselbe wie die Alten, etwa 175 Gramm. Es muß ihnen also reichlich Futter zugetragen worden sein, damit sie so rasch heranwachsen konnten.

Eichelhäher gleichen in ihrer Ernährung völlig den anderen Krähenvögeln. Auf der Wiese oder auf dem Waldboden dahinhüpfend, erhaschen sie Käfer, Heuschrecken, Feld- und Maulwurfsgrillen, Wanzen, Raupen, Spinnen, Ohrwürmer, Tausendfüßler und Schnecken. In Büschen und Bäumen erbeuten sie neben den Raupen und Puppen waldschädlicher Schmetterlinge auch viele Jungvögel. Ich habe Eichelhäher beim Plündern eines Buchfinkennestes und beim Fang junger Kohlmeisen ertappt. Hornung berichtete, daß in den Jahren 1935 und 1936 Eichelhäher in einem

Garten die Eier und Nestjungen sämtlicher freibrütenden Singvögel vernichteten. In den zwei Jahren holten sie sich 24 Eier und 67 Jungvögel von Amsel, Buchfink, Grünfink, Hänfling, Stieglitz, Girlitz, Goldammer, Gelbspötter und Mönchsgrasmücke. Zweifellos ist der Eichelhäher neben dem Sperber der schlimmste Feind der Kleinvögel des Waldes und muß dementsprechend nach Möglichkeit kurz gehalten werden.

An pflanzlicher Kost nimmt der Eichelhäher Obst, Beeren, Getreidekörner und Unkrautsamen zu sich. Im Herbst und Winter aber macht er seinem Namen Ehre; dann hält er sich an Eicheln. Wie sehr ihm diese Kost behagt und wie fleißig er sie sammelt, darüber hat im Herbst 1949 Dr. Ludwig Schuster eingehende Erfahrungen sammeln können. Ein Eichenwald in der Nähe seiner Wohnung in Frischborn am Vogelsberg und zwei bis vier Kilometer von diesem Waldstück entfernte Buchenwälder gaben ihm hierzu günstige Gelegenheit. Bei stundenlangem Ansitzen zu allen Tageszeiten und an vielen Tagen — es herrschte ein unwirklich schönes Herbstwetter — fand er, daß etwa 65 Häher vom frühen Morgen bis zum späten Abend vom Eichenwald nach den Buchenwäldern und den diesen benachbarten Wiesen und Hecken flogen und dort die gesammelten Eicheln vergruben. In einer Stunde fanden durchschnittlich je 180 Zu- und Abflüge statt. Wurden die näherliegenden Buchenwälder aufgesucht, konnte ein Häher vier- bis fünfmal in der Stunde hin- und herfliegen. bei Flügen nach den entfernteren Wäldern etwa zweimal. Ein Häher kann, wie Beobachtungen bezeugen, mindestens acht Eicheln in seinem Schlund aufnehmen. Unter Zugrundelegung der geringeren Zahl von fünf Eicheln kam Schuster zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Eichel-

häter vom 20. September ab in vier Wochen etwa 300 000 Eicheln verfrachtet haben müssen, höchstwahrscheinlich aber viel mehr. Der Eichelhäher sät also mitten in Buchen- und Nadelwälder, in Hecken und Wiesen Eicheln, wohin sie kein Förster gepflanzt hätte, und trägt dadurch zur Verbreitung der Eiche bei; er wirkt landschaftsbildend. Natürlich werden nicht alle Eicheln, die er verschleppt, zu Eichen. Die meisten weiß er wiederzufinden, selbst wenn der Winter inzwischen seine Schneedecke darübergebreitet hat; denn er verfügt über ein ausgezeichnetes Gedächtnis und über scharfe Sinne. Hans Edelmann beobachtete im schneereichen Winter 1924 bei Kulmbach Eichelhäher, die unter tiefem Schnee Eicheln hervorholten. Er rühmt ihre „Findigkeit“ mit den Worten: „Nie sah ich, daß sich ein Vogel geirrt hatte und vielleicht suchend weiter gewühlt hätte“.

In „Buchenjahren“ sammelt der Eichelhäher die Früchte der Rotbuche, die Bucheckern, und sorgt auch bei diesem Baume für Aussaat. Der sächsische Forstmann Alfred Müller kann sich das Vorkommen von Rotbuchen und Eichen in den reinen Fichtenbeständen und an den Wegrändern der Gegend um Erlbach im Vogtland nur durch die Tätigkeit des Eichelhähers erklären.

In manchen Jahren erhalten wir Zuzug von Eichelhähern aus östlichen und nordöstlichen Gebieten, zuweilen in großen Massen. Ein solcher Masseneinfall machte sich im Winter 1939/40 bei Frankfurt am Main bemerkbar. Die Wintergäste waren, wie Sebastian Pfeifer bekanntgab, sehr dreist. Sie besuchten die Futterhäuschen vor den Fenstern, zerhackten die für die Meisen bestimmten Futterringe und halfen den Hühnern beim Verzehren ihres Futters. Im Walde hielten sie sich zu den Rehen, die den Schnee weg-

scharren und ihnen hierdurch bei der Nahrungssuche behilflich waren. Rupfungen bewiesen, daß anderseits Sperber und Habicht viele von ihnen geschlagen hatten.

Ein großer Teil dieser Wanderer setzte seine Reise bis nach Frankreich fort. Der Zug nach Frankreich war auch schon früher durch Beringung nachgewiesen worden; denn ein am 24. Juli 1935 bei Frankfurt beringter Häher befand sich nach genau zwei Monaten an der Isère. Ein am 9. Oktober 1934 bei Dresden markierter wurde am 10. Oktober 1937 im französischen Jura geschossen. Die Herkunft aus Osteuropa bewies unter anderen der Jungvogel, der am 2. Oktober 1936 bei Olbernhau erbeutet wurde; er war am 3. Juni 1936 im Kreis Skierniewice in Polen beringt worden. Über die Ursachen der Wanderungen, die nicht alljährlich, sondern in unregelmäßigen Zeitabständen erfolgen, konnte noch nichts Genaues ergründet werden.

Die einheimischen Häher bleiben offenbar größtenteils im Lande. Manche Jungvögel entfernen sich mehr oder minder weit von ihrem Geburtsort. Von drei Nestgeschwistern aus der Meißner Gegend legten zwei Entfernungen von 20 und 80 Kilometern zurück, das dritte gelangte bis in das französische Departement Haute-Saone.

Der Eichelhäher ist kein schneller Flieger. Sein eigenartiger, flattriger Flug im freien Gelände, an dem man ihn übrigens gut erkennen kann, erweckt den Eindruck des Unsicheren und Ungelenken. Im Walde aber und im Geäst der Bäume fliegt und bewegt er sich geschickt. Daß er trotzdem in weit höherem Maße als alle anderen Krähenvögel von fluggewandten Greifvögeln erbeutet wird, mag daran liegen, daß er sehr häufig ist. Gegenüber 206 Dohlen und 457 Elstern zählte Uttendörfer 4872 Eichelhäher als Opfer von Greifvögeln und Eulen. Der Hauptfeind, den

der Eichelhäher auch am meisten fürchtet, ist der Habicht, der 1625 greifen konnte.

Der Eichelhäher ist wie alle Krähenvögel ein stark umstrittener Vogel, des einen Freund, des andern Feind. Aber über seinen Weiterbestand brauchen wir uns wohl kaum Sorgen zu machen. Der laute Krakeeler und pfiffige Schlaumeier wird sich behaupten.

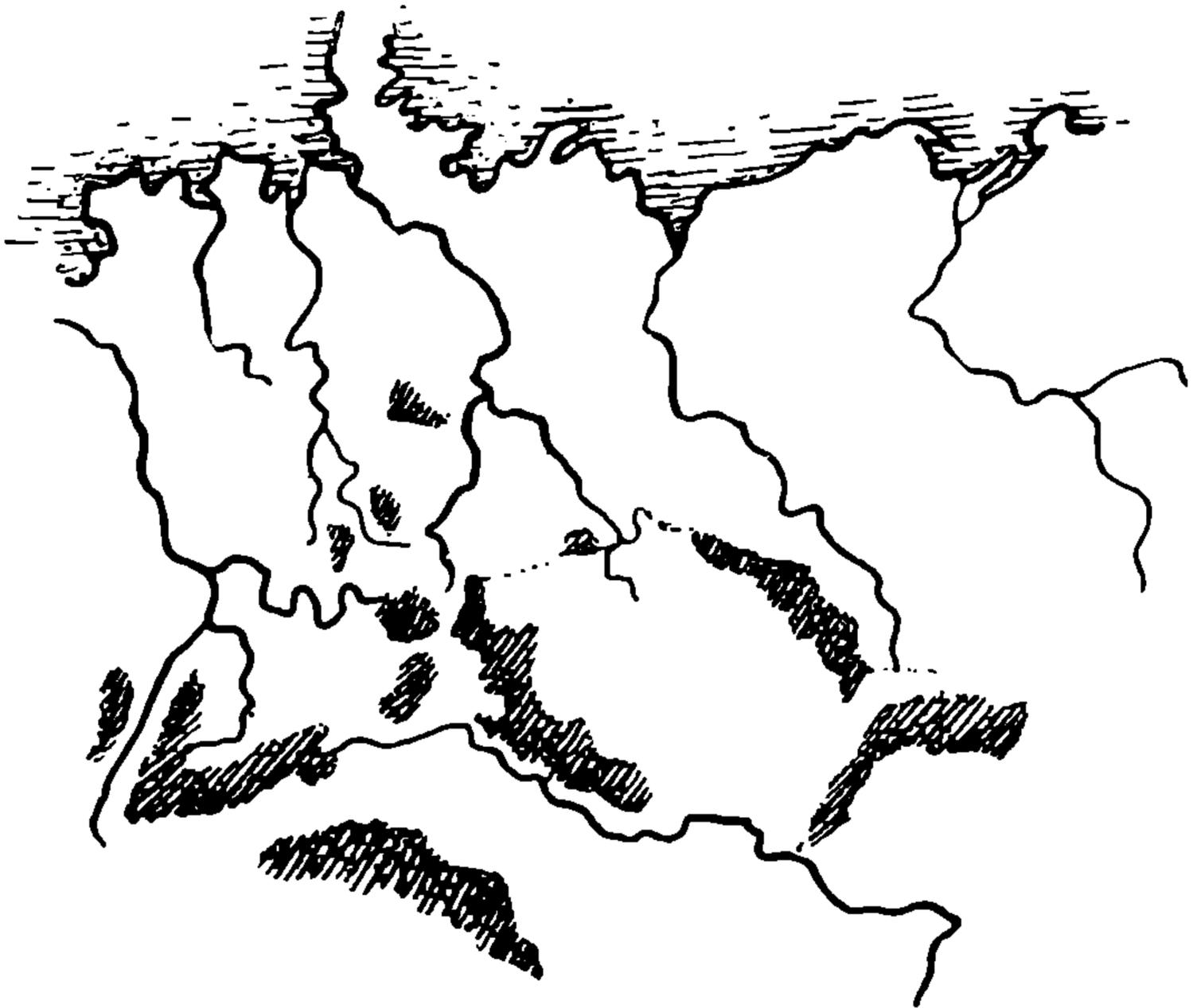
Tafel 3: Tannenhäher





DER TANNENHÄHER

Im August 1952 verlebte ich meinen Urlaub in Meuselbach im Thüringer Wald. Hinter dem Haus „Rosenbusch“, in dem ich wohnte, steigt steil die Bergwand empor. Fast tagtäglich besuchte ich die Hecken, die den grasigen Hang in halber Höhe beleben. Die Mühe des Aufstiegs lohnte sich. Für den naturfrohen Beobachter gab es immer etwas zu sehen. Da überraschte ich auch den Tannenhäher beim



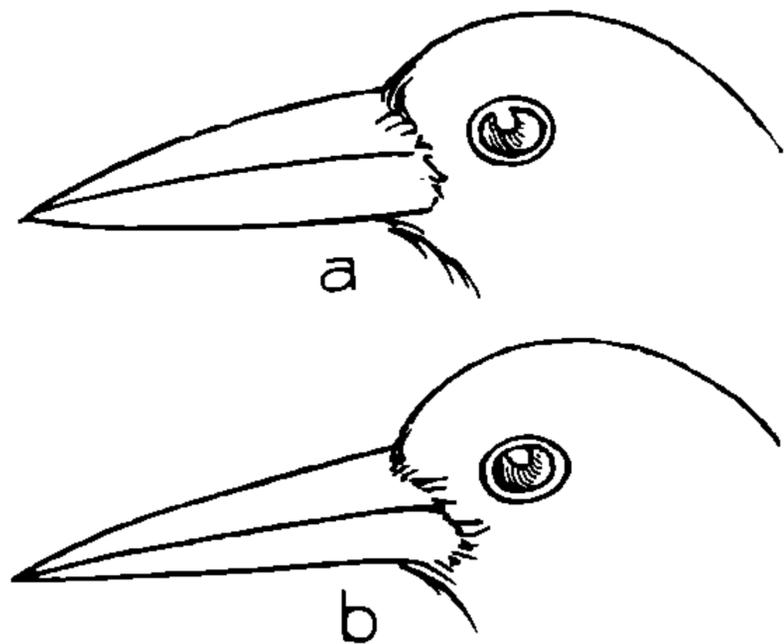
Brutvorkommen des Dickschnabel-Tannenhähers in Deutschland
und den angrenzenden Ländern.

Nach S. Pfeifer, Taschenbuch der deutschen Vogelwelt

Tafel 4: Buntspecht, Männchen

Sammeln von Haselnüssen. Erst durch mich erfuhr die Hausbesitzerin, wer ihr jedes Jahr die Haselbüsche ihres am Hang liegenden Gartens aberntete, ein Beweis dafür, wie wenig bekannt der Tannenhäher selbst dort ist, wo er brütet und im Herbst die Haselsträucher plündert.

Mir war die Bekanntschaft nicht neu. Zum erstenmal war ich ihm begegnet im Bayernwald bei Bodenmais, in späteren Jahren in den Alpen, im Frankenjura und dann später 1953 wieder im Thüringer Wald bei Oehrenstock. Gegenwärtig siedelt er auf deutschem Boden außerdem noch im Osterzgebirge, im Fichtelgebirge, im Frankenwald, im Schwarzwald, im Schwäbischen Jura, in der Rhön und im Harz. Bei dem deutschen Brutvogel handelt es sich um den Dickschnabel-Tannenhäher. Nicht alle Jahre, manchmal aber in überraschend großer Zahl, erhalten wir den Besuch des Sibirischen Tannenhähers, der sich durch einen schlankeren und längeren Schnabel und durch eine etwas breitere weiße Schwanzendbinde von der europäischen Rasse unterscheidet. Im Freien, bei

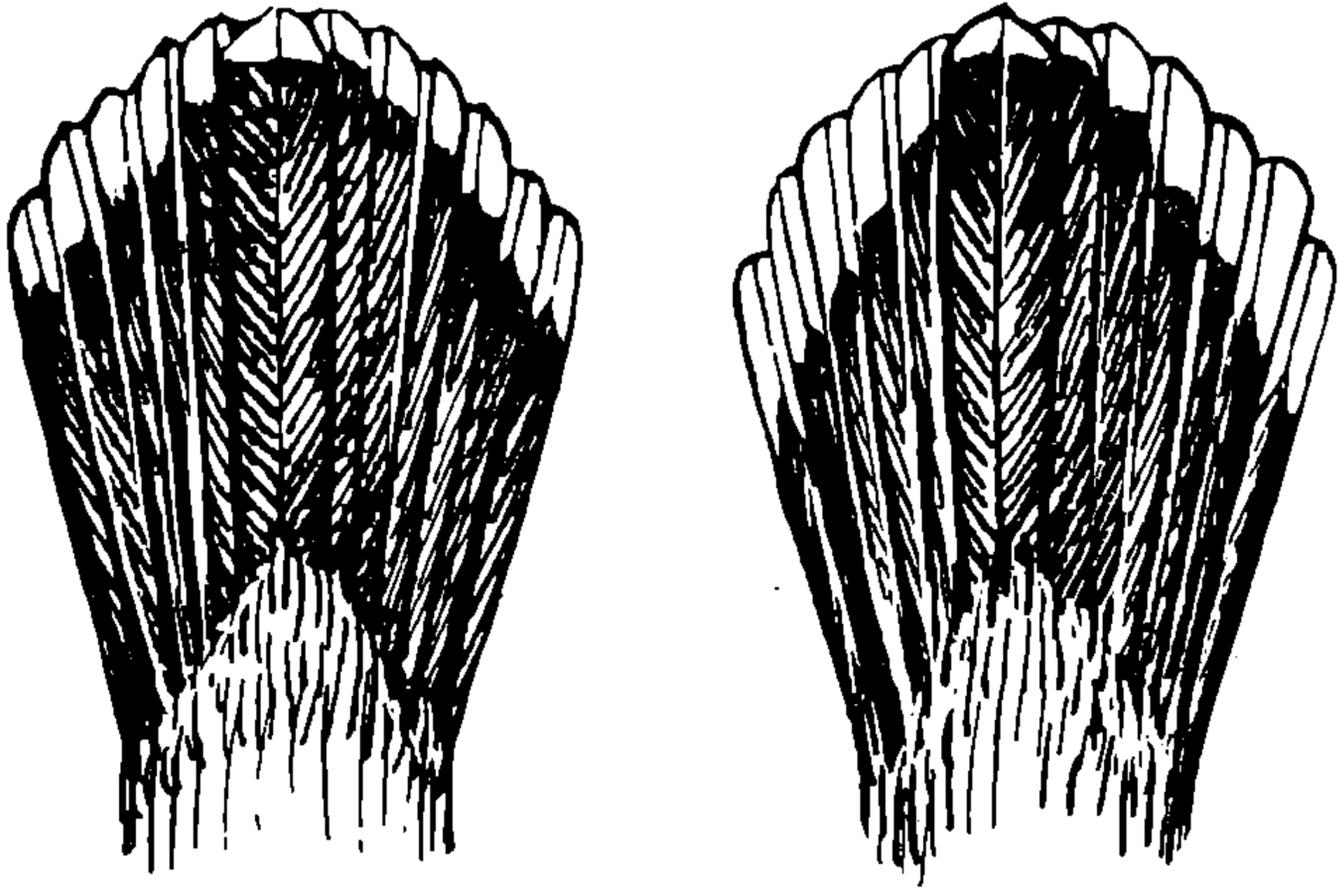


Schnäbel der beiden Tannenhäher-Rassen.

- a) Dickschnabel-Tannenhäher,
- b) Dünnschnabel-Tannenhäher.

Nach Witherby, Practical Handbook of British Birds

„Feldbeobachtungen“, kannst du diese feinen Unterschiede natürlich kaum feststellen. Du mußt schon die Vögel in der Hand haben, um die Rassenzugehörigkeit bestimmen zu können.



Links Schwanz des Dickschnabel-Tannenhähers, rechts Schwanz des Dünnschnabel- oder Sibirischen Tannenhähers.

Nach Niethammer, Handbuch der deutschen Vogelkunde

In der Größe stimmen Eichelhäher und Tannenhäher ungefähr überein, jener wiegt durchschnittlich etwa 180 Gramm, dieser etwa 200 Gramm. Völlig verschieden aber ist das Gefieder. Gegenüber dem buntfarbigen Kleid des Eichelhähers ist das des Tannenhähers nur zweifarbig. Sein dunkelbraunes Gefieder ist mit weißen Tropfenflecken geradezu übersät, nur Kopfplatte, Flügel und Schwanz sind fleckenfrei. Den Schwanz zeichnet die schon erwähnte weiße Endbinde aus. Dieses Kennzeichen mußst du dir merken, um einen fliegenden Tannenhäher aus der Ferne ansprechen zu können. Meist verrät er sich auch schon durch seine Stimme. Ich hörte aus seinen Rufen immer nur die Laute ä, r und k heraus. Auch andere Beobachter nennen Rufe wie „Gärr“ und „Kräk“, „Grägrägrä“ und „Rärrkrärrh“. Dementgegen vernahm Sebastian Pfeifer von Tannenhähern in der Rhön immer nur Rufe, die wie „Kroi“ klangen und in der Regel dreimal wiederholt wurden.

Der Eichelhäher verdankt den Namen seiner Vorliebe für die Eichel. Führt auch der Tannenhäher seinen Namen zu Recht? Man kann diese Frage bejahen, wenn man die Fichte, in der er in Deutschland vorzugsweise sein Nest baut, wie es vielerorts geschieht, als „Rottanne“ bezeichnet. Natürlich vertraut er es dort, wo, wie im Schwarzwald, die „Weißtanne“ die Wälder beherrscht, auch dieser an. Seine Lieblingsnahrung aber sind nicht die Samen dieser beiden Baumarten, sondern Nüsse aller Arten, neben den Haselnüssen besonders die Nüßchen der Zirbelkiefer oder Arve, die hoch oben in den Alpen an der Baumgrenze gedeiht und in Sibirien riesige Waldungen bildet.

Weil der Tannenhäher mit dem Brutgeschäft schon im März beginnt, wenn der Winter noch nicht aus den hochgelegenen Bergwäldern gewichen ist, war es nicht leicht, hierüber genauere Einzelheiten zu erfahren. Unter großen Schwierigkeiten gelang es aber den Schweizern Max und Hans Bartels, im März und April der Jahre 1928 und 1929 Tannenhäher beim Nestbau, beim Brüten und bei der Aufzucht der Jungen zu beobachten und das Gesehene in prachtvollen Aufnahmen festzuhalten. Die Nestbäume, „dunkle Tannen“, standen in Höhen von 1000 bis 1200 Metern im Schweizer Jura. Vier Nester wurden gefunden. Jedes bestand aus vier Schichten. Auf einer soliden Unterlage aus Laub- und Nadelholzzweigen befand sich eine fest zusammengedrückte Schicht von Bartflechte, die zwei bis drei Zentimeter dick war. Auf dieser ruhte eine in der Mitte acht Zentimeter starke Schicht aus trocknen, federleichten Holzmulmspänen, Holzmulm und Laubmoosklümpchen. Die Mulde war mit Grashalmen und Bartflechten ausgelegt. Diese vierte Schicht war in der Mitte etwa ein Zentimeter, an den Rändern vier Zentimeter dick.

Du siehst ohne weiteres ein, daß ein so dickwandiges, gut gepolstertes Nest notwendig ist, um Eier und Junge gegen Winterkälte zu schützen. An der Herstellung des Nestes beteiligen sich beide Gatten. Die zwei bis vier Eier werden schon im März gelegt. Sie sind auf hellgrünlichem, fast weißem Grunde gleichmäßig mit grünbräunlichen Flecken gezeichnet. Der Sitte der Krähenvögel folgend, brütet nur das Weibchen. Wenn es nicht durch genaue Beobachtungen der Schweizer Forscher festgestellt worden wäre, könnte man ohne weiteres vermuten, daß das Gelege vom ersten Ei ab bebrütet werden muß, damit die Eier nicht erkalten. Um Mitte März ist die Witterung noch winterlich rauh. Als vom 2. bis 6. April 1929 reichlich Schnee fiel, als „die Bergwälder tief unter dem Schnee vergraben und die Bäume von einem dicken Schneekleid bedeckt waren“, fürchteten die beiden Forscher, daß die Weibchen die Nester verlassen hätten. Zu ihrer Freude und Verwunderung trafen sie die Weibchen aber ruhig brütend an. Eine Aufnahme zeigt den schwarzen Schwanz des getreulich brütenden Vogels inmitten der auf den Zweigen lastenden Schneemassen.

Die nackten Jungen müssen bis zur Befiederung natürlich immer bedeckt werden. Es muß deshalb das hudernde Weibchen während der ersten „Jungenzeit“ vom Männchen genau so mit Futter versorgt werden wie die Jungen. Das Männchen trägt es im stark erweiterten Kehlsack herbei. Beim Überreichen versenkt er seinen Schnabel tief in den Rachen des sperrenden Jungvogels. Dr. Otto Steinfatt konnte sehr genaue Feststellungen treffen, weil das Paar, das er beobachtete, sehr vertraut wurde. Schon als sie ihr Nest anlegten, waren die Vögel völlig unbesorgt. Sie bauten es frei in eine Fichte, an der ein Weg vorbeiführte.

Steinfatt sah, wie der fütternde Vogel „mit zitternd-schluckenden Bewegungen den Inhalt des Kehlsackes in kleinen Brocken in den Rachen des Jungen beförderte“. Nach beendeter Fütterung blieb der Altvogel kurze Zeit am Nest, fraß die umhüteten Kotballen der Jungen und fortgefallene Nahrungsbrocken und sorgte so dafür, daß das Nest sauber blieb. Das Männchen flog das Nest durchschnittlich alle 45 Minuten an. Die lange Zwischenzeit ist verständlich, weil das Füllen des Kehlsacks seine Zeit erfordert.

Heinroths Pfleglinge konnten mit 25 Tagen schon ein wenig Gebrauch von ihren Flügeln machen. Das wird die Entwicklungszeit sein, in der die Brut im Freien das Nest verläßt; aber wahrscheinlich bleibt sie vorerst noch im Geäst des Brutbaumes. Das Gefieder der Jungen ist heller als das der Eltern und weist weniger und kleinere Flecken auf. Auch der Tannenhäher pflegt Nahrungsvorräte zu verstecken. Zehn bis zwölf Zirbelnüsse bewahrt er in seinem Kehlsack auf, verbirgt sie danach in Rissen und Spalten und deckt sie sorgfältig mit Blättern oder Holzstückchen zu. Bei gegebener Gelegenheit holt er sie dann wieder heraus, nimmt sie zwischen die Zehen und hackt sie auf. Freilebende Tannenhäher verstecken Eicheln, Haselnüsse und Bucheln wie der Eichelhäher in der Erde und tragen dadurch unfreiwillig zur Verbreitung dieser Pflanzen bei, denn sie finden nicht alle Vorräte wieder.

Im Sommer lebt der Tannenhäher hauptsächlich von tierischer Kost. In 59 untersuchten Mägen fand Csiki bei 12 nur Insekten-, bei 10 Mägen nur Pflanzenreste, bei den übrigen beides. Von Insekten stellte der Forscher Maikäfer, Mistkäfer und Rüsselkäfer, Hummeln, Wespen, Ameisen, Raupen, Grillen, Heuschrecken und Ohrwürmer fest. Ein

Magen, den William Baer untersuchte, war stark mit Wespen und deren Puppen angefüllt. Natürlich verzehrt der Tannenhäher auch Schnecken, Spitzmäuse, Mäuse und Eidechsen.

Die deutschen Tannenhäher sind Standvögel und entfernen sich nur zur Nußreife etwas von ihrem Brutgebiet. Im Winter halten sie sich an die Wildfütterungen, wo für sie immer etwas abfällt. Sibirische Tannenhäher stellen sich bei uns ein, wenn in weiten Gebieten ihrer Bruth Heimat die Arven schlecht gefruchtet haben. Die letzten großen Invasionen fanden 1911, 1913, 1917, 1933 und 1953 statt.

Im Vergleich zu der überaus großen Zahl der Eichelhäher, die in den Fängen von Greifvögeln und Eulen endeten, ist die Zahl der von diesen erbeuteten Tannenhäher unglaublich niedrig. Nur vier konnten bis 1946 von Uttendörfer gezählt werden. Es ist aber zu bedenken, daß der Eichelhäher keiner Waldlandschaft fehlt, das Vorkommen des Tannenhähers dagegen auf die Gebirge beschränkt ist und nicht einmal auf alle.

Wen der Weg einmal in die Alpen führt, der kann dort außer dem Kolkraben zwei weitere Krähenvögel antreffen, die hier wenigstens kurz erwähnt werden sollen. Bei einem Anstieg auf Deutschlands höchsten Berg, die Zugspitze, wird er die kohlschwarze Alpendohle mit dem gelben Schnabel und den roten Beinen bei ihren Flugkünsten bewundern können. Die ebenfalls schwarze, aber rotschnäblige und rotbeinige Alpenkrähe brütet leider nicht mehr auf deutschem Boden. Nur wenige Paare siedeln noch in Tirol und in der Schweiz.

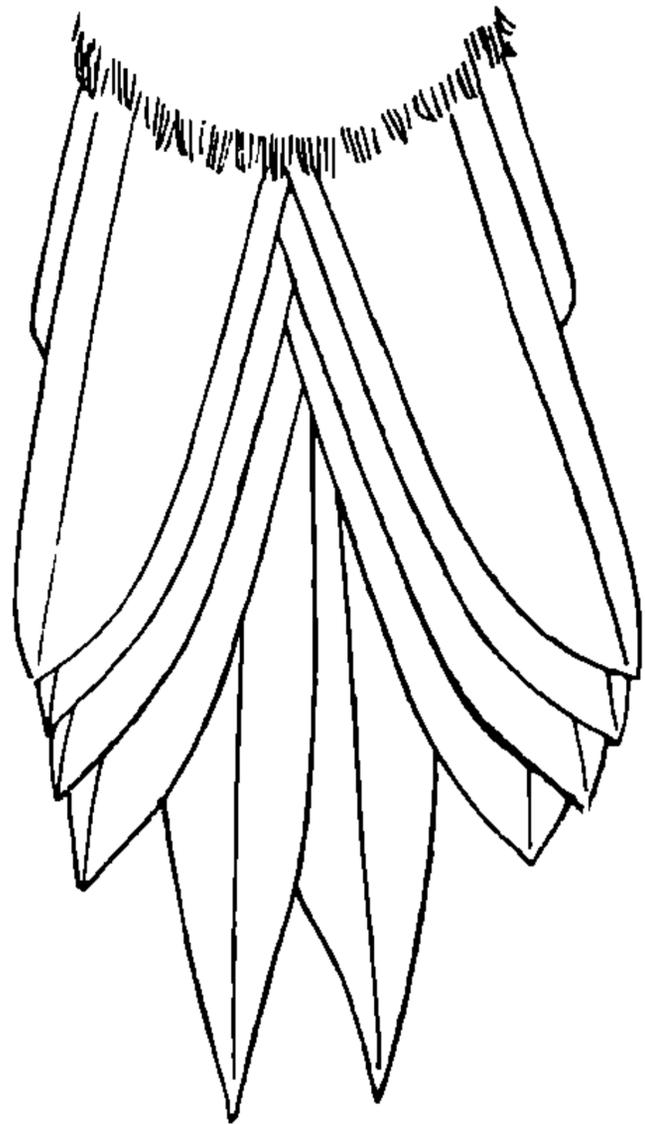
DER BUNTSPECHT

Der häufigste Specht bei uns, der sich in jeder Art Wald wohl fühlt, wenn er auch Laub- und Mischwald den Nadelwäldern entschieden vorzieht, ist der Große Buntspecht, den wir, dem Handbuch der deutschen Vogelkunde folgend, kurz Buntspecht nennen wollen. Von den vier andern Buntspechten, die außer ihm noch auf deutschem Boden leben, soll später kurz berichtet werden.

Einige Besonderheiten sind allen Spechten gemeinsam. Sicher hast du schon einmal einem Specht beim Klettern und Hämmern zugeschaut. Spechte sind Baumkletterer und können nur dort leben, wo alte Bäume vorhanden sind, also in Wäldern und größeren Parkanlagen und Gärten. Sie sind für die Kletterei besonders ausgerüstet. Ihre Füße sind Kletterfüße, bei denen zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sind. Daß aber ein Klettern mit drei Zehen möglich ist, beweist der Dreizehenspecht im Bayrischen Wald und in den Alpen. „Keine Regel ohne Ausnahme!“

Zum Kletterwerkzeug ist auch der Schwanz geworden. Wenn du einen Specht beim Klettern aus der Nähe beobachten kannst, wirst du bemerken, daß er den Schwanz immer gegen den Stamm stemmt. Er bedient sich seiner als Stützwand. Dazu macht ihn die Eigenart seines Federwuchses geeignet. Die Kiele der Schwanzfedern sind besonders straff und elastisch, und die Federfahnen sind nach der Spitze zu sehr starr und deshalb zu Stützen geeignet. Aber nur die zehn inneren von zwölf Schwanzfedern bilden den Stützwand. Sie liegen dachziegelartig übereinander.

Das mittlere Paar ist das längste und wichtigste. Mausert der Specht die Schwanzfedern, dann verliert er zuerst das zweite Paar, von innen aus gerechnet, dann nach und nach das dritte bis sechste Paar. Erst wenn diese durch neue ersetzt sind, fällt das mittelste Paar aus, das bis dahin das Stützen allein besorgen mußte. Das äußerste Paar der Federn ist kurz und hat für das Stützen keine Bedeutung. Muß der Specht abwärts klettern, dann hüpfet er mit dem Schwanz voran seitlich schräg nach unten. Aber lieber läßt er sich fallen und fliegt abwärts.



Schwanzfedern eines Buntspechts.
Nach Hartert, Die Vögel der paläarktischen Fauna

Gehst du im Frühling durch einen Hochwald, wird unter den mancherlei Stimmen, die du zu hören bekommst, auch das Trommeln eines Spechtes an dein Ohr dringen. Instrumentalmusik! Hunderte von Metern weit ist sie zu hören, und doch erzeugt sie ein kleiner Vogel! Der Specht schlägt dabei mit dem Schnabel unglaublich schnell gegen einen dünnen Zacken; dieser gerät in Schwingungen und beginnt zu knarren. Wie ist es aber möglich, daß sich der fleißige Trommler dabei keine Gehirnerschütterung zuzieht? Erst vor kurzem berichtete Fritz Becher zu dieser Frage. Er stellte durch Aufnahmen mit dem Magnetophonband fest, daß ein Specht in einer halben Sekunde 19 bis 22 Schläge

ausführt. Zugleich aber fand er Besonderheiten an den Schädeln der Spechte, die das Gehirn gegen die Erschütterungen beim Trommeln und Hämmern schützen, vor allem



Längsschnitt durch eine Höhle
des Buntspechts.
Nach Berlepsch

eine federnde Verbindung zwischen Schnabel und Hirnschädel. Auch im Gehirn selbst konnte er Merkmale erkennen, die es vor solchen Schädigungen sichern.

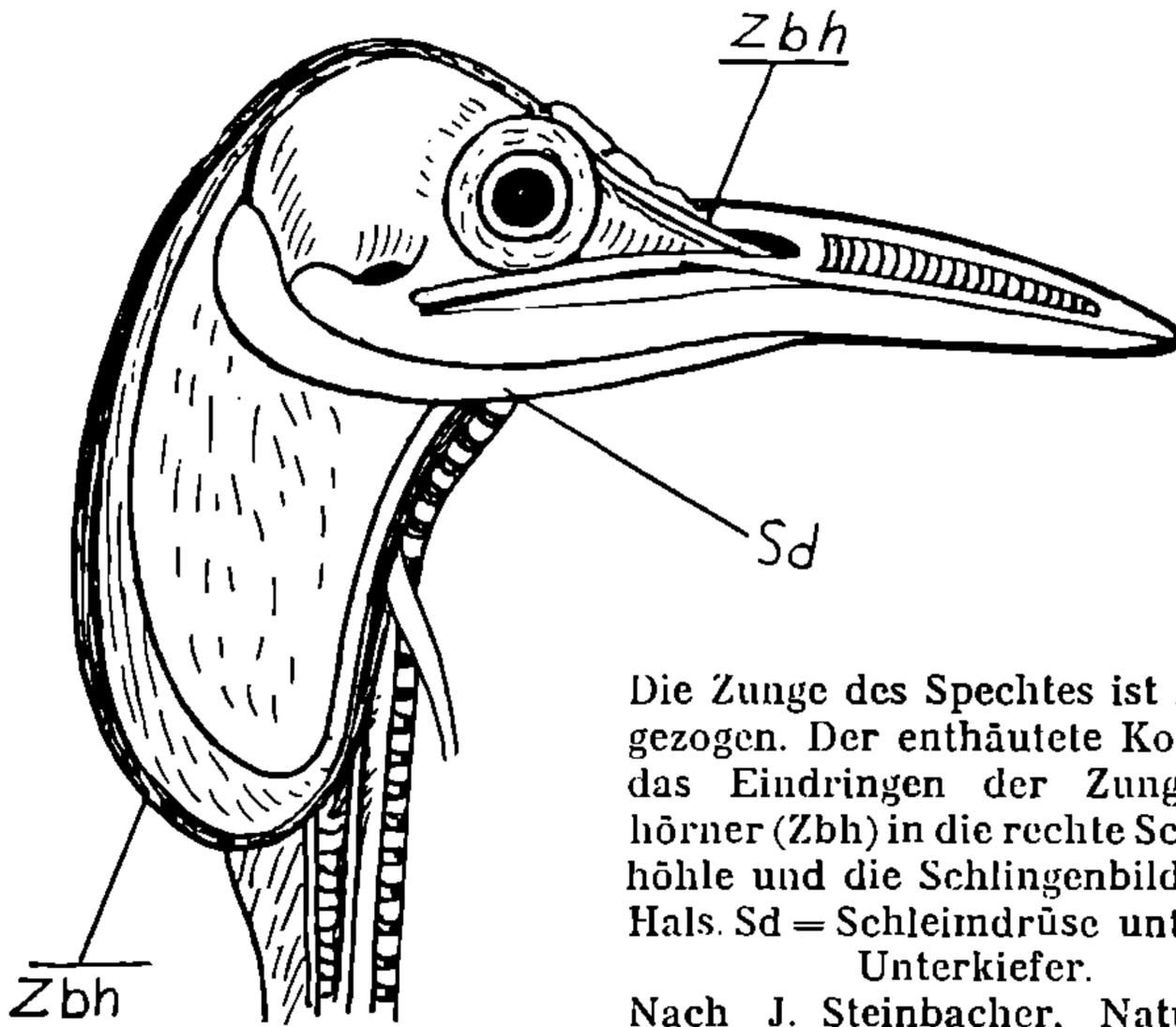
Spechte sind Holzhacker. Mit ihrem kantigen, meißelförmigen Schnabel, der keine Spitze, sondern eine Schneide aufweist, hacken sie sich ihre Brut- und Schlafhöhlen meist in kernfaule, aber auch in gesunde Bäume. Das ist wiederum eine wahrhaft erstaunliche Leistung. Ist doch das Holz einer Rotbuche oder Eiche sehr hart, und der Schnabel besteht nicht aus Eisen, sondern aus Kalk und Horn. Natürlich bohren aber auch Spechte das Brett am liebsten dort, wo es am dünnsten ist, und suchen Bäume mit

weichem Holz oder morsche Stellen am Stamm auf. Zunächst hacken sie das Einflugloch. Es führt nicht waagrecht in den Stamm, sondern steigt etwas an, damit kein Regenwasser in die Höhle eindringt und Eier oder Junge ersäuft. Die beiden Gatten wechseln sich in der Arbeit ab, doch leistet den Hauptteil das Männchen. Schließlich verschwindet der Nestbauer völlig in dem Loch. Man hört sein Klopfen, sieht ihn aber nicht mehr. Ab und zu erscheint der Zimmerer und schiebt ein paar Späne heraus. Achtlos läßt er sie fallen. Wir haben Mitte März. Gras und Kraut wuchern noch nicht. So sieht man die hellen Späne und findet im Frühling leicht die neue Spechthöhle.

Der Boden der Höhle ist kugelig. Dadurch können die Eier nicht auseinanderrollen und liegen eng beieinander. Niststoffe tragen die Spechte nicht ein. Die Jungen ruhen also auf harter Unterlage, auf ein paar Spänen, die nicht entfernt wurden.

Als echte Höhlenbrüter legen alle Spechte weiße Eier. Beim Brüten lösen sich die Ehepartner ebenfalls ab, und wieder ist es das Männchen, das den größeren Eifer entfaltet. Es sitzt auch des Nachts auf den Eiern und Jungen. Diese schlüpfen sehr bald, nämlich bereits nach elf bis zwölf Tagen. Sie sind nackt. Im Gegensatz zu den Singvögeln sperren sie nicht, wenn der fütternde Altvogel erscheint, sondern sie ergreifen den elterlichen Schnabel, wenn sie von diesem am Schnabelgrunde berührt werden. Sie wimmern ununterbrochen, als hätten sie immer Hunger. Man hört dieses Zirpen besonders dann, wenn sie größer geworden sind und einer von ihnen nach dem Elternpaar Ausschau hält. Nicht alle wispern gleichzeitig. Heinroth prägte den Satz, daß einer immer Zirpwache hat. Sie verraten dadurch ihre Heimstatt. Oft wurde ich durch das Gewisper

auf eine besetzte Spechthöhle aufmerksam gemacht, und noch öfter mag wohl Raubzeug dadurch angelockt werden. Die Alten sorgen durch Entfernen des Kotes für Sauberkeit in der Höhle.

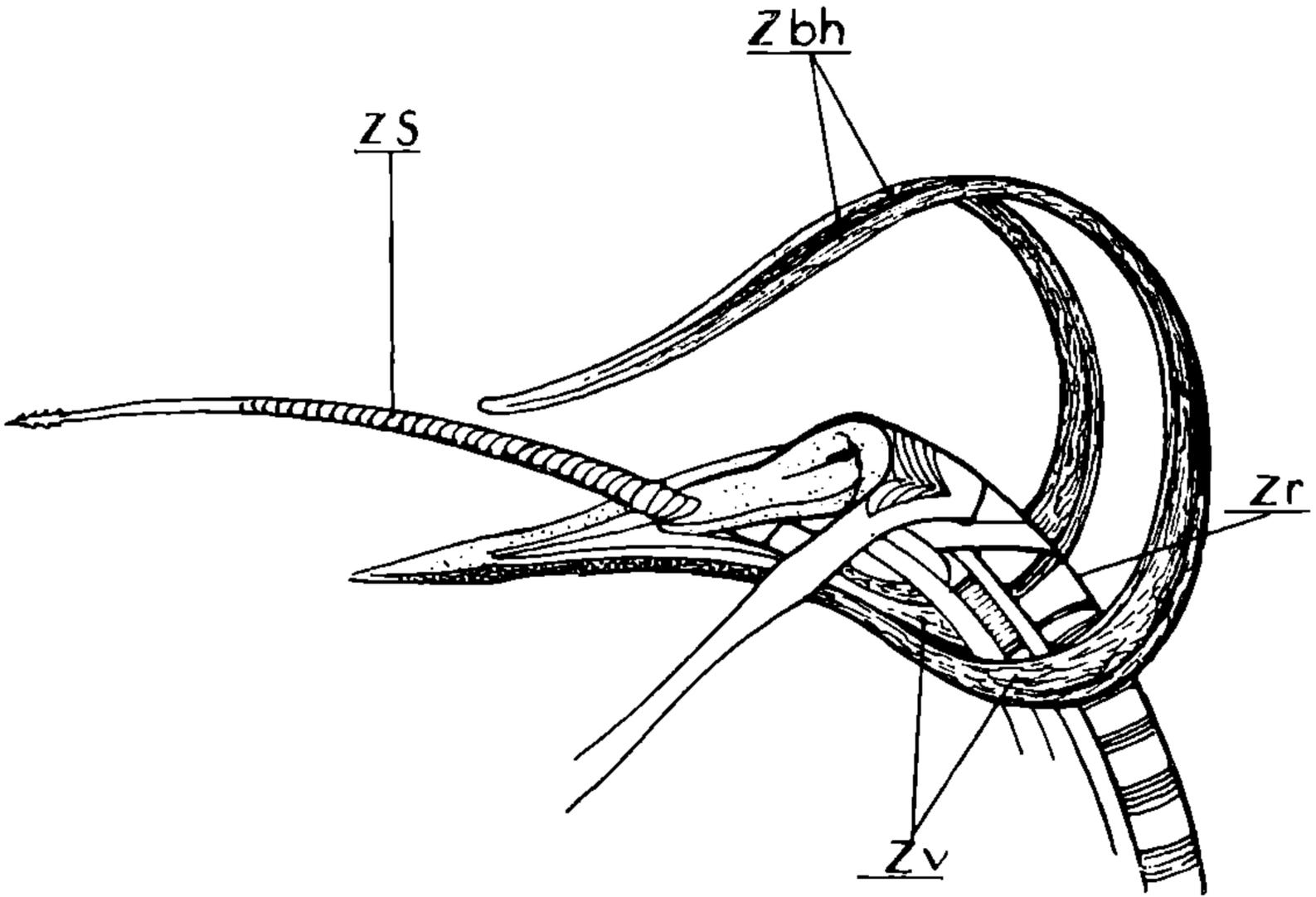


Die Zunge des Spechtes ist zurückgezogen. Der enthäutete Kopf zeigt das Eindringen der Zungenbeinhörner (Zbh) in die rechte Schnabelhöhle und die Schlingenbildung im Hals. Sd = Schleimdrüse unter dem Unterkiefer.

Nach J. Steinbacher, Natur und Volk 1942

Buntspechte und Schwarzspecht stellen vor allem den Larven der Käfer und Schmetterlinge nach, die im Holz gesunder und kranker Bäume und auch in faulenden Baumstämmen ein verborgenes Dasein führen. Deshalb hacken sie Rindenstücke solcher Bäume los, die von den holzzerstörenden Larven befallen sind, und legen deren Fraßgänge frei. Ich sah ein Stammstück, in das ein Buntspecht haargenau ein Loch in der Richtung gehackt hatte, wo im Innern des Holzes die Raupe des Blausiebs saß. Mit der langen, herausstreckbaren, an der hornigen Spitze mit Widerhäkchen besetzten Zunge folgen sie Käfern und Larven

auch in verwinkelte Gänge, spießen sie an und zerren sie heraus. Kleinere Insekten wie Ameisen werden mit der klebrigen Zunge aufgeleckt und in den Schlund befördert.



Die ausgestreckte Zunge mit Zungenschlauch (Zs), den Verlauf der Zungenbeinhörner (Zbh) mit den Zungen-Vorziehmuskeln (Zv) und den um die Luftröhre gewundenen Zungenrückziehmuskeln (Zr) zeigend. Weitere Muskeln sind weiß gelassen, knöcherner Schnabellteile gepunktet. Die übrige Schädelkapsel ist weggelassen und in die Biegung der Zungenbeinhörner hineinzudenken.

Nach J. Steinbacher, Natur und Volk 1942

Spechte, die Heinroth einmal aufzog, wurden sehr zahm. sie betrachteten ihn als Baumstamm und kletterten an seinem Rücken hoch. An seinem Halse hackten sie so kräftig zu, daß er sich entschieden dagegen schützen mußte. Er konnte sie im Wohnzimmer nicht frei fliegen lassen, weil sie sofort in Möbel und Wände Löcher hackten, und im Vogelzimmer konnte er sie nicht freilassen, weil sie die

Sitzstangen der Singvogelkäfige von außen zerhackten, so daß sie herabfielen; außerdem langten sie sich mit der klebrigen Zunge das Futter der andern Vögel aus den Näpfen. Im ganzen erwiesen sie sich recht lernfähig. Bald kannten sie die Fensterscheiben als trennende Wände.

Und nun zu den einzelnen Spechten! Der Buntspecht trägt seinen Namen wegen der Farben Schwarz, Weiß, Rot, die ihn auffallend schmücken. Kräftig rot sind bei beiden Geschlechtern Aftergegend und Unterschwanz. Das Männchen trägt außerdem ein rotes Genickband. Im übrigen sorgen das Schwarz und das Weiß für ein scheckiges Kleid. Im Freien fällt an dem an einem Baumstamm sitzenden Buntspecht ein breiter weißer Streifen auf, der von der Schulter nach hinten führt.

Die Spechte leben einsiedlerisch, nur zur Brutzeit halten sie notgedrungen zusammen, und jedes Frühjahr müssen sich die Paare neu finden. So kommt es denn auch zu einer allerdings recht bescheidenen Balz. Das Männchen treibt das auserwählte Weibchen, indem es hinter ihm an einem Stamme hochklettert, verfolgt es zum nächsten Baum und klettert wieder hinter ihm her. So kann das Spiel über ein großes Waldstück hinweg längere Zeit fortgesetzt werden. Zuweilen vollführt das Männchen einen schwirrenden, geradlinigen, durch rasche Flügelschläge erzeugten Balzflug, der sich von dem gewöhnlichen Flug auffällig unterscheidet. Denn du wirst immer bemerken, daß die Spechte sonst in flachen Bögen durch die Luft flitzen, indem sie abwechselnd ein paar schnelle Flügelschläge ausführen und danach für kurze Zeit die Flügel an den Leib legen. Nur der größte der Spechte, der Schwarzspecht, macht eine Ausnahme: er fliegt geradeaus.

Außer dem Balzspiel führt das nicht zu überhörende Trommeln die Paare zusammen. Es trommeln beide Geschlechter, die Männchen mehr als die Weibchen.

Ofter noch als durch Klopfen und Trommeln macht der Buntspecht durch seine Rufe auf sich aufmerksam. Hörst du im Walde ein helles „Kicks“ oder „Kick“, dann wirst du ihn als Rufer entdecken. Nur in eichenreichen Auenwäldern könnte es sein, daß du einen Mittelspecht gehört hast; denn dessen Rufe sind den seinen zum Verwechseln ähnlich. In der Erregung wird der Ruf des Buntspechts zu einem schnellen „Gigigigigi“, und von einem erschreckten Buntspecht hörst du ein ärgerliches „Rärärärärä“.

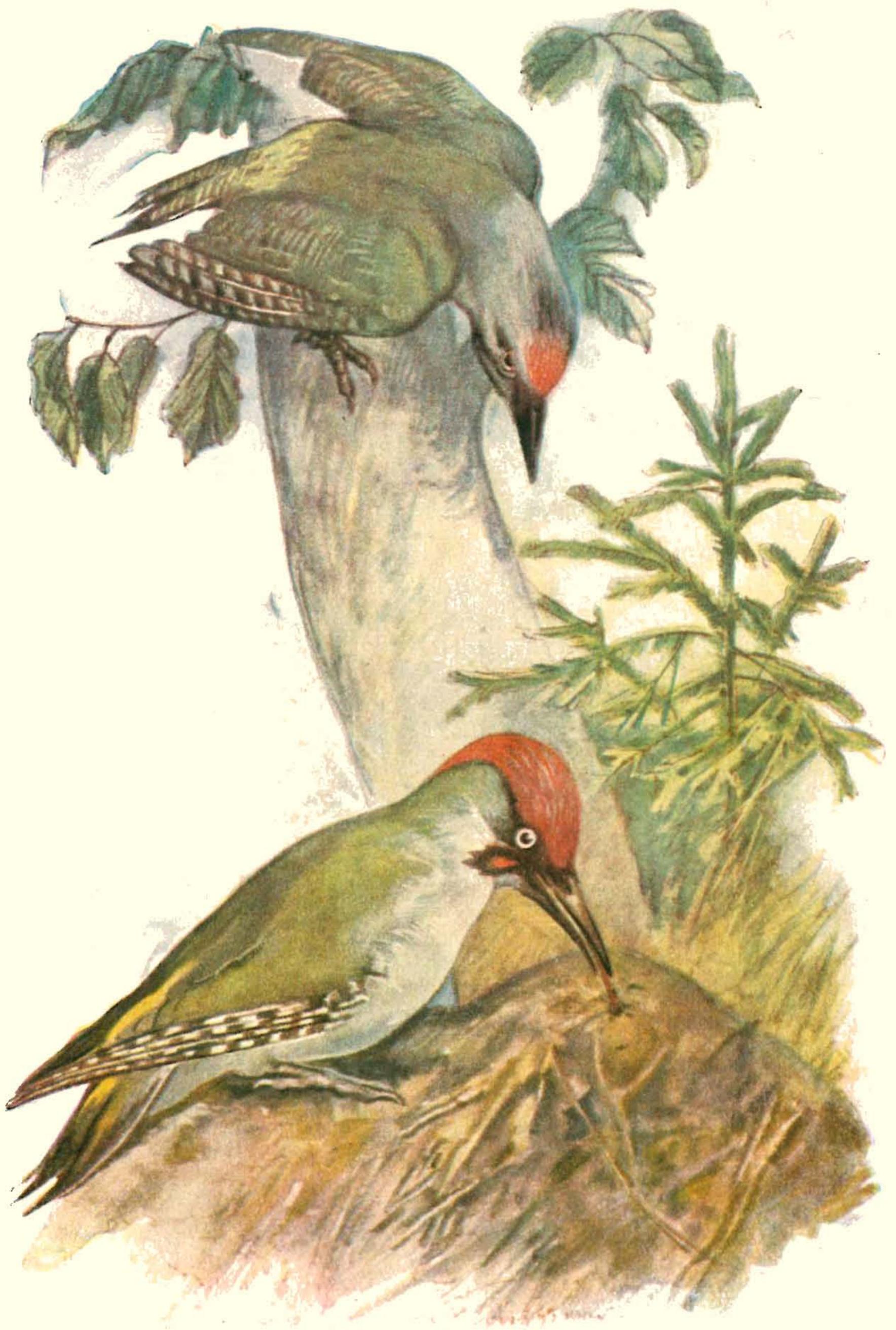
In der Regel schafft jedes Paar eine neue Behausung, vielleicht auch noch die eine oder andere Schlafhöhle. Selten wird eine vorjährige Höhle als Brutstätte bezogen, nur ganz ausnahmsweise ein Nistkasten. Die aufgegebenen Höhlen werden brütenden Kleinvögeln, wie Staren, Meisen und Trauerschnäppern, als Wohnung überlassen. Die Höhlen sind verschieden groß, je nachdem, ob sie in gesundes Holz oder einen morschen Stamm gemeißelt wurden. Auch die Bauzeit ist recht verschieden. Zehn bis fünfundzwanzig Tage wurden ermittelt. Das Flugloch ist nach vorliegenden Messungen nie genau kreisrund.

Der Buntspecht legt vier bis sieben, meist sechs Eier. Über das Brutgeschäft des Buntspechts haben uns der Schweizer Josef Bußmann und der Deutsche Otto Steinfatt genauestens unterrichtet. Bußmann brachte an zwei Bruthöhlen verschließbare Fenster an und konnte auf diese Weise die Spechte beim Brüten und Füttern nach Belieben beobachten. Außerdem ermittelte er durch den Einbau eines Terragraphen, einer Einrichtung, die jeden Einflug und Abflug selbsttätig aufzeichnete, die Zahl der Ablösungen und

Fütterungen. Bei beiden Paaren wurde das erste Ei erst zwei Tage nach der Fertigstellung der Höhle gelegt und erst zwei Tage vor der Ablage des letzten Eies mit der Bebrütung begonnen. Das Weibchen löste seinen Ehepartner am Tage in der Regel viermal ab. Als Brutdauer stellte Bußmann die kurze Zeit von zehn bis elfeinhalb Tagen fest. Am fünften Tage wurden die Jungen 163 mal gefüttert; bei schlechtem Wetter fiel die Zahl der Fütterungen auf 112 und 100. In einer Nacht schlüpfte das Männchen achtundzwanzigmal aus der Höhle, in einer andern sechzehnmal, wahrscheinlich, um sich etwas Kühlung zu verschaffen. Mit zweiundzwanzig Tagen, also drei Wochen alt, verließen drei Junge die Höhle und wurden vom Männchen aus dem Revier geführt. Am nächsten Tag war auch das jüngste Geschwister flügge und wurde vom Weibchen betreut. Nur wenige Tage geben sich die Spechte mit den Jungen ab, dann kümmern sich alt und jung nicht mehr umeinander.

Junge Buntspechte besitzen im Gegensatz zu den Eltern eine rote Kopfplatte. Bis zum Oktober vermausern sie alle Federn ihres Gefieders und erhalten so das Alterskleid. Steinfatt stellte fest, daß die Spechte nach Vollendung des Geleges beim Brüten sehr fest sitzen und sich durch Klopfen an den Stamm nicht vertreiben lassen. Bei 665 Fütterungen zählte er mindestens 2347 Beutetiere; darunter befanden sich 2209 Nonnenraupen. Die Jungen erhielten also eine recht einseitige Kost, die ihnen auf die Dauer sicher nicht behagte. Spechte haben wegen ihrer Ernährung von jeher das Interesse der Vogelkundigen und der Forstleute erweckt, und so liegt über diese Frage ein

Tafel 5: oben Grauspecht, unten Grünspecht (beides Männchen)





G. Woodhouse

reiches Schrifttum vor. Magenuntersuchungen durch deutsche und ungarische Forscher ergaben, daß der Buntspecht seine hauptsächlichsten Beutetiere, nämlich Insekten und deren Larven und Puppen, sowohl aus ihren Gängen unter der Rinde und im Holz hervorholt, als auch von der Außenseite der Stämme und Äste und von den Blättern abliest. Es wurden Rüssel- und Laufkäfer, die Larven von Bock-, Borken- und Prachtkäfern, ferner Ameisen, Wanzen, Raupen, Blattläuse, Ohrwürmer und Spinnen gefunden. Selbst die abscheulich riechenden Raupen des Weidenbohrers verschmäht er nicht. Wo die Raupen des Kiefernspanners, der Nonne und des Eichenwicklers die Wälder schädigen, hält er sich an diese. In Obstanlagen zerhackt er die Wellpappenringe, um zu den Puppen des Apfelwicklers zu gelangen. Den Förster macht er durch seine Arbeit auf Bäume aufmerksam, die von Schädlingen befallen sind. Was der Hund für den Jäger ist, das ist der Specht für den Forstmann. Das klingt uns alles sehr angenehm. Leider wurden aber schon oft Buntspechte dabei angetroffen, wie sie Nistkästen oder natürliche Baumhöhlen aufhackten und die darin befindlichen Nestlinge von Kohl- und Blaumeisen, Sumpf- und Weidenmeisen, Kleibern, Trauerschnäppern und Gartenröteln herauszerrten, in Rindenritzen klemmten und zerhackten.

Im Herbst und im Winter lebt der Buntspecht fast ausschließlich von den ölhaltigen Samen der Nadelbäume. Mit ein paar Hieben hackt er einen Zapfen ab, fängt ihn mit den Zehen auf, trägt ihn zu einem natürlich entstandenen oder von ihm zubereiteten Loche im Stamm eines starkkrindigen Baumes, klemmt ihn mit ein paar Hieben im

Tafel 6: Teichrohrsänger füttert Jungkuckuck

Loch fest und zerhackt ihn, die dadurch freigelegten Samen verspeisend. In drei bis vier Minuten hat er einen Kiefernzapfen entleert.

Die Bearbeitung eines Fichtenzapfens dauert wesentlich länger als die eines Kiefernzapfens. Einen solchen langen Zapfen zerrt der Buntspecht mitten in der Arbeit heraus, dreht ihn um, klemmt ihn wieder ein und behackt nun die andere Seite. Den alten Zapfen entfernt er erst dann aus dem Loch, das man als „Spechtschmiede“ bezeichnet, wenn er mit einem neuen zur Stelle ist. Die am Boden liegenden leeren Zapfen, die mitunter nach Hunderten zählen, machen dich auf eine Spechtschmiede aufmerksam.

Die deutschen Buntspechte sind Standvögel, nur die Jungtiere streichen mehr oder minder weit umher, doch fehlen noch Ringfunde, die uns über das Ausmaß dieser Streifzüge unterrichten.

Buntspechte werden meist von Feinden erbeutet, die mit ihnen im Walde wohnen und hier auch ihre Jagd ausüben. Dem Sperber wurden 154 nachgewiesen, dem Habicht 119.

Wenig kleiner als der Buntspecht ist der Mittelspecht. Auch er trägt die Farben Schwarz, Weiß und Rot. Doch besitzen beide Geschlechter einen hellroten Oberkopf. Das Rot des Unterkörpers und der Unterschwanzdecken ist nicht so kräftig wie das des Buntspechts, sondern nur rosa. Es geht nach und nach in das Gelbweiß der Brust über. Ein feineres Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem größeren Verwandten ist die andere Verteilung von Weiß und Schwarz an den Kopfseiten. Der Mittelspecht fehlt sämtlichen Gebirgen und vielen anderen deutschen Gegenden; er ist an Auwald mit alten Eichen gebunden. Verwechslungen mit dem Buntspecht, besonders mit dessen Jungen, sind also in den Laubwäldern der Ebene und längs der



Links Kopf des weiblichen Buntspechts, rechts des weiblichen Mittelspechts.

Flußtäler wohl möglich. Zumindest können sie dem Unkundigen oder dem flüchtigen Beobachter unterlaufen. Im März und April läßt der Mittelspecht seinen wenig schönen Paarungsruf hören, ein langgedehntes, jammernendes, nasales „Gäää“.

Auch der Kleinspecht bleibt den Gebirgen fern. Er bewohnt offenes, baumreiches Gelände in Ebene und Hügelland, Laubwaldränder, Feldgehölze, Parkanlagen, Friedhöfe, Obstgärten. Nur feldsperlingsgroß, wiegt er kaum so viel wie dieser, zwanzig bis zweiundzwanzig Gramm. Dem Weibchen fehlt jegliches Rot; das Männchen besitzt ein wenig Rot, und zwar in der Mitte des Oberkopfes. Sein Ruf, ein gedämpftes „Kick-kick-kick-kick“, klingt recht hübsch und erinnert an das Gegicker des Turmfalken.

In den Alpen und in dem Bayrischen Wald kannst du den Weißrückenspecht und den Dreizehenspecht kennen lernen. Beim Weißrückenspecht sind Hinterrücken und Bürzel weiß. Das Männchen hat einen roten Oberkopf, beim Weibchen ist er schwarz. Bei beiden Geschlechtern geht das Rot

am Bauch und an den Unterschwanzdecken allmählich in das Gelbweiß des Brustgefieders über.

Der Dreizehenspecht ist etwa so groß wie der Buntspecht. Er ist leicht zu erkennen. Kein deutscher Specht zeigt wie er einen gelben Scheitel, wenn man ihn von der Ferne sieht. Im einzelnen erweist sich freilich jede Scheitelfeder als dreifarbig, am Grunde schwarzweiß, die Spitze gelb. Dem Weibchen mangelt das zierende Gelb. Seine Oberkopffedern sind schwarzweiß. Die Iris ist bläulichweiß. Bei den Jungvögeln sind die Stirnen beider Geschlechter gelb getönt.

DER GRÜNSPECHT

Wenn des Grünspechts lachender, frohlockender Ruf durch den winterkahlen Wald schallt, wird einem wohl ums Herz; dann kann der Frühling nicht mehr weit sein. Auch der Grünspecht ist ein Kündler des Lenzes. Seine Rufreihe, die man durch die Silben „Glüh-glüh-glüh“ oder „Glück-glück-glück“ oder „Kjock-kjock-kjock“ oder „Gjag-gjag-gjag“ verdeutlichen kann, wird oft abgewandelt. Die Töne können sich auf gleicher Höhe halten, die ersten können ansteigen, die letzten abfallen. Sie können wunderschön rein erklingen, aber auch unter unreinen Nebentönen leiden. Am schönsten gelingt ihm sein Rufen, wenn er um ein Weibchen wirbt. Auch dieses ist stimmbegabt, doch ist seine Ruffolge kürzer und nicht so wohllautend. In den Laub- und Mischwäldern des Tief- und Hügellandes dürfte der Grünspecht so häufig vertreten sein wie der Buntspecht. Dem Walde, in dem sein jauchzendes, lebensbejahendes Lachen nicht zu hören ist, fehlt etwas zu seiner vollen Schönheit. Reinen Nadelwald meidet er nach Möglichkeit.

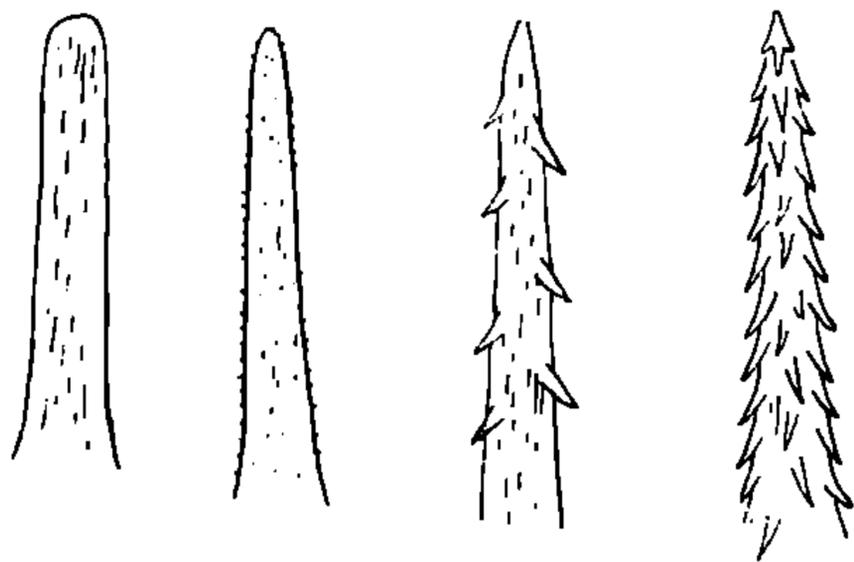
Wenn du einen grünen Specht in flachen Bögen durch die Luft schießen siehst, muß es nicht unbedingt ein Grünspecht gewesen sein. Auch ein Grauspecht kann sich dir flüchtig vorgestellt haben. Es ist deshalb notwendig, dich mit den Unterscheidungsmerkmalen der beiden bekannt zu machen. Beiden Arten eignet als Hauptfarbe ein liches Grün. Gleichwohl besteht die Namensgebung zu Recht. Das Gefieder des etwas kleineren Grauspechts weist im Gegensatz zu dem des Grünspechts viel mehr Grau auf, besonders

an Kopf und Hals. Bei beiden Arten sind die Geschlechter durch Farbunterschiede gekennzeichnet. Beim Grünspecht ist der Oberkopf vom Schnabel an bis zum Nacken lebhaft rot gefärbt. Schwarz sind die Zügel, zwischen Schnabel und Auge gelegen, die Augenumrandung und der Bartstreif, der vom Schnabelgrund schräg abwärts führt. Dieser Bartstreif ist beim Weibchen rein schwarz, beim Männchen aber innen rot und schwarz umsäumt. Dem Grauspechtweibchen fehlt das Rot gänzlich, und beim Männchen reicht es vom Schnabel an nur bis zur Mitte des im übrigen grauen Oberkopfes. Der sehr schmale Bartstreif ist hier bei beiden Geschlechtern schwarz. Du wirst schon bemerkt haben, daß das zierende Rot bei allen Spechten mit Ausnahme des Dreizehenspechtes bei den Männchen stärker in Erscheinung tritt als bei den Weibchen. Bei beiden Arten sind die Füße grau, aber die Augen sind wieder verschieden getönt, beim Grünspecht bläulichweiß, beim Grauspecht blaßrosa. Jungvögel besitzen bereits die Merkmale der Altvögel, doch sind ihre Körperunterseiten dunkel gefleckt. Fliegende Grün- und Grauspechte zeigen dir ihren leuchtend gelbgrünen Bürzel.

Auch stimmlich kann man beide Arten gut auseinanderhalten. Der Grauspecht lacht auch, aber nicht jauchzend, nicht jubelnd wie der Grünspecht, sondern mehr welt-schmerzlich, melancholisch. Die letzten Töne sinken ab und werden verlangsamt vorgetragen, als würden sie abgebremst. Man kann die acht bis zehn Töne der Ruffolge, ein klangschönes „Gü-gü-gü“, bequem nachpfeifen.

Der Grünspecht trommelt selten, um so eifriger übt es der kleinere Verwandte. Achte auch auf diesen Unterschied! Grün- und Grauspecht werden als Erdspechte bezeichnet. Und das mit Recht! Sie bewegen sich viel auf dem Erd-

boden. Sie schreiten nicht, sie hüpfen, wie sie es auch beim Klettern am Baumstamm tun. Es sollte mich wundern, wenn auch du nicht einmal schon einen der beiden auf einer kurzrasigen Wiese gesehen oder gar aufgescheucht hättest. Was wollen sie dort? So fragten mich einmal Jungen. Wir suchten die Stelle auf, wo ein Grünspecht gesessen hatte, und was fanden wir? Ein trichterförmiges Loch in der Erde. Hier hatte der Specht einen Ameisenbau geöffnet. Ameisen sind die hauptsächlichste Nahrung der beiden Erdspechte. Im Frühling und Sommer verzehren sie Ameisen aller Arten, auch die kleinen Wiesenameisen. Sie leimen die kleinen Kerfe mit ihrer klebrigen Zunge an und verschlucken sie mit einem Male zu Dutzenden. Weil sie sich ganz anders ernähren als die „Baumspechte“, die Buntspechte, ist auch ihre Zunge etwas anders beschaffen. Sie



Vier wesentliche Zungentypen von Spechten, den Übergang von der „Erdspechtzunge“ zur „Baumspechtzunge“ zeigend. Links „Leimrutenzunge“, rechts „Widerhakenzunge“.

Nach J. Steinbacher, Natur und Volk 1942

ist nicht spitz und mit Widerhäkchen versehen; sie endet stumpf und wird von einer stark entwickelten Schleimdrüse im Unterschnabel ausreichend mit dem nötigen Leim versorgt. Von allen heimischen Spechten besitzt der Grünspecht die längste Zunge. Sie kann bis zehn Zentimeter aus

dem Schnabel hervorgestreckt werden. Die des Grauspechts ist wesentlich kürzer und kann nach Heinroths Feststellungen nur gegen sechs Zentimeter vorgestreckt werden. Doch nun soll nur vom Grünspecht die Rede sein. Er ist, wie auch seine besonders lange Zunge vermuten läßt, fast ausschließlich auf Ameisennahrung eingestellt. Liegt wochenlang hoher Schnee bei strenger Kälte, wie in den Wintern 1928/29 und 1939/40, dann erliegt gar mancher der Grünröcke den Unbilden des Wetters. Andre aber kommen in Dorf und Stadt und suchen an nicht abgeputzten Häuserwänden die Fugen zwischen den Ziegeln nach Schmetterlingspuppen ab oder zerhacken zum Mißvergnügen der Eigentümer die Brettverschalung an Scheunenwänden und gewinnen auf diese Weise die Fliegen, die unter der Holzverkleidung überwintern. Gelangt ein Grünspecht auf den winterlichen Streifzügen an Bienenstände, die nicht durch Säcke oder auf andere Weise gesichert sind, kann es geschehen, daß er Löcher in die Beuten schlägt und die durch die eindringende Kälte erstarrten Bienen verzehrt. Wie mir ein erfahrener Imker versicherte, schützt er sich sehr einfach gegen solch unerwünschten und gefährlichen Besuch. Er hängt vor den Ständen Spiegelscherben an Bindfäden auf.

Seine Höhle legt der Grünspecht aus Gründen, die du dir denken kannst, gern in angefaulten Stämmen an. Manches Pärchen macht es sich noch bequemer; es bezieht eine schon vorhandene Höhle. Von 123 Höhlen, meist Grünspechthöhlen, zeigten 71 Fluglöcher nach Norden, 28 nach Süden, 13 nach Osten und 11 nach Westen. Der Durchmesser des Einflugloches beträgt etwa sechseinhalb Zentimeter.

Als Brutdauer stellte Steinfatt in einem Falle vierzehn Tage fest, als Nest- oder Hockzeit der Jungen 27 bis 28 Tage.

Erhält der Grünspecht in seiner Höhle ungebetenen Besuch, ist er gleichgroßen oder etwas größeren Tieren ein achtbarer Gegner. Der Eindringling wird mit kräftigen Schnabelhieben empfangen und zurückgetrieben. So mußte ein Hermelin, das wiederholt den Versuch machte, in die Schlafhöhle einzuschlüpfen, nach längerem Kampf unverrichteter Dinge abziehen. Große Angst haben die Grünspechte vor Sperbern und Habichten. Gewahren sie einen dieser Feinde, drücken sie sich an den Stamm und verhalten sich völlig ruhig. Werden sie von einem verfolgt, fliehen sie mit entsetzlichem Geschrei. In Uttendörfers Liste sind 233 Grünspechte als Opfer von Greifvögeln und Eulen verzeichnet.

Wollte man den Grünspecht lediglich nach seiner Nahrung beurteilen, müßte man zugeben, daß er für Land- und Forstwirtschaft nur geringen Nutzen stiftet, daß die Vertilgung von Ameisen ziemlich belanglos ist, daß er zuweilen sogar Schaden anrichtet. Man kann aber nicht oft genug wiederholen, daß wir es uns abgewöhnen müssen, die Tiere unsrer Heimat nur nach der von den Menschen für sich ausgetüftelten Nutzen-Schaden-Frage einzuschätzen; wir haben den Grünspecht gern ob seiner schönen Erscheinung und seiner fröhlichen Fanfarenrufe, und wir wollen ihn unserm Volk und unserm Lande erhalten wissen.

DER GRAUSPECHT

Der Grauspecht unterscheidet sich auch bezüglich seiner Verbreitung nicht unwesentlich vom Grünspecht. Zwar siedeln beide auch oft in derselben Gegend, besonders im Hügelland und in den mittleren Gebirgslagen, aber die Ebene bewohnt er nur dort, wo ihn Laub- und Mischwälder zum Seßhaftwerden verlocken, und in den Gebirgen triffst du ihn noch in hochgelegenen, rauhen Strichen an, die der Grünspecht meidet, nur müssen dort inmitten der Fichtenbestände alte Rotbuchen ihre Kronen breiten.

Du hörtest, daß der Grauspecht ein fleißiger Trommler ist. Sollte man es für möglich halten, daß ein solcher Viertelpfundvogel eine ganze Stadt wochenlang in Aufregung halten kann? Und doch ist es geschehen! Ein paar Jahre nach dem zweiten Weltkriege hatte ein Grauspecht herausgefunden, daß die Metallmuschel einer Luftschuttsirene in Enger, einer kleinen Stadt in Norddeutschland, eine ausgezeichnete Trommel sei. Und nun schlug er das Instrument Tag für Tag in den frühesten Morgenstunden, gegen Mittag und gegen Abend. Bei Windstille war das Wummern kilometerweit zu hören. Kein Wunder, daß sich die benachbarten Einwohner maßlos empörten, daß sie den Ruhestörer verwünschten und daß ein besonders Aufgebrachtter sogar mehrmals nach ihm schoß. Er mußte aber das Schießen unterlassen, weil die meisten Engerer den eifrigen Trommler und Frühaufsteher liebgewonnen hatten. Er wurde als Mitbürger betrachtet. Viele Zeitungen berichteten über ihn. Sein Ruf drang bis über den Ozean. In Briefen aus den Vereinigten Staaten, aus Mexiko und Südame-

rika erkundigte man sich nach ihm. Dr. Rolf Dircksen hat über ihn ausführlich und unterhaltsam berichtet. Ein anderer Grauspecht benutzte in den Jahren 1950, 1951 und 1952 die Luftschuttsirene auf einem Krankenhaus in Bethel bei Bielefeld als Trommel. Auch er erregte den Unwillen mancher Kranken, aber „die Mehrzahl der Krankenhausinsassen hatten ihre besondere Freude an dem Sirenenspecht.“ In der Regel legt der Grauspecht sechs bis sieben Eier, doch wurden auch Gelege mit neun und zehn Eiern gefunden. Heinroth erhielt aus der Umgebung von Gera vier Jungvögel einer neunköpfigen Brut. Alle vier entpuppten sich als Männchen, mit etwa hundert Tagen erhielten sie das kennzeichnende Rot auf dem Oberkopf.

Unser Wissen über das Brutverhalten dieser Spechtart wurde durch Bußmann erfreulich erweitert. Nach diesem Forscher brütet auch beim Grauspecht das Männchen während der Nacht. Als Brutdauer stellte Bußmann siebzehn Tage fest. Die Alten tragen das Futter, so gut wie nur Ameisenpuppen, im Schlunde herbei und verteilen es klumpenweise an die Jungen. Im Alter von 24 oder 25 Tagen flogen die Jungspechte aus.

Auch der Grauspecht lebt in der Hauptsache von Ameisen, doch deutet seine kurze Zunge darauf hin, daß er nicht so ausschließlich auf diese Kost angewiesen ist wie sein Verwandter. In der Schweiz wurden Grauspechte dabei beobachtet, wie sie Engerlinge aus dem Rasen eines Gartens hervorholten. Die Tatsache, daß er auch strengste Winter besser überdauert als der Grünspecht, gibt zu denken. Es müssen ihm noch andere Nahrungsquellen zur Verfügung stehen. Künftige Forschungen müssen die Ernährungsbiologie der beiden Spechtarten noch mehr erhellen.

Wenn Uttendörfer gegenüber 223 Grünspechten nur 14 Grauspechte als Beutetiere gefiederter Feinde benennen kann, so können diese Zahlen den Eindruck erwecken, als ob der Grauspecht im allgemeinen viel seltener und durch Greifvögel weniger gefährdet sei als die andere Art. Das trifft aber sicher nicht zu. Selten ist er nur im Tiefland. Dr. Ludwig Schuster hat höchstwahrscheinlich recht, wenn er bemerkt, daß die verschiedenen Beutezahlen in diesem Falle nur beweisen, daß die überwiegende Zahl der Beobachter die Rupfungen in Ostdeutschland gesammelt hat, wo der Grauspecht allerdings zu den selteneren Vogelarten gehört. In Südwest- und Westdeutschland sei er jedenfalls häufig anzutreffen.

DER SCHWARZSPECHT

Der Schwarzspecht ist der größte der einheimischen Spechte. Jeder horcht auf, wenn sein von urwüchsiger Kraft zeugender Paarungsruf, das jauchzende „Quick-quick-quick“, durch den Waldesdom hallt oder wenn er geradlinig dahinschießt und sein Fluchtruf erschallt, ein nicht minder kraftvolles „Krikrikrikri“, das zwanzigmal und öfter wiederholt wird. Sehr oft folgt einer solchen Rufreihe ein tiefes, absinkendes „Kliöh“. Sein Gefieder ist einfarbig schwarz, doch fehlt ihm nicht das schmückende Rot. Auch beim Schwarzspecht ist dem Männchen mehr davon zugeteilt als dem Weibchen. Bei „ihm“ funkelt der ganze Oberkopf bis zum Genick hin feuerrot, beim Weibchen nur ein dreieckiger Fleck am Hinterkopf. Das Gelb des Auges sticht grell vom satten Schwarz des Kopfgefieders ab, ebenso der horngelbe Schnabel, weniger die Füße mit ihrem matten Graublau.

Der Schwarzspecht ist über ganz Deutschland verbreitet. Im ganzen ist er in allen größeren Nadelwäldungen der Ebene und der Gebirge zu Hause und folgt ihnen bis zur Baumgrenze. Auch in Mischwäldern und reinen Buchenbeständen kannst du mit ihm Bekanntschaft schließen. Die Rotbuche liebt er sehr. In manchen Gegenden legt er seine Höhlen nur in Buchenstämmen an.

Wo er vorkommt, meldet er sich zu Wort, nicht nur im Frühling, auch im Herbst und Winter. Du kannst ihn, falls du seine Stimme kennst, nicht überhören. Auch durch den Augenschein kannst du dir Gewißheit verschaffen, ob er in einer Landschaft eingebürgert ist. Die Fluglöcher seiner

Höhlen sind nicht nahezu kreisrund wie die der anderen Spechte, sondern oval oder fast rechteckig, oder sie haben die Form eines romanischen Fensters und sind so groß, daß eine Männerfaust hineinpaßt. Auch schlitzförmige, zwei bis drei Zentimeter breite und zwanzig bis dreißig Zentimeter lange, senkrecht verlaufende Löcher in Nadelbäumen in geringer Höhe über dem Fuß und zerhackte Baumstubben geben dir Gewißheit, daß hier der Schwarzspecht heimatet. Die Stubben zerfetzt er, um die feisten Larven des Mulmbocks und anderer Bockkäfer zu erlangen, und die spaltförmigen Löcher schlägt er in Fichten und Kiefernstämme, um sich die darin wohnenden Roßameisen, die größten Emsen unseres Vaterlandes, zu Gemüte zu führen. Diese Ameisen sind forstlich sehr schädlich, weil sie im Holz gesunder Stämme ihre Baue anlegen. Der Schwarzspecht zeigt also dem Förster an, wo die Schädlinge im Begriff sind, einen starken Baum zugrunde zu richten. William Baer und Dr. Eugène Rey fanden in Schwarzspechtmägen außer Ameisen und Bock- und Prachtkäferlarven noch Fichtenrüssel und Borkenkäfer und deren Larven, ferner Drahtwürmer, Raupen und Schnecken. Der Franzose P. Madon faßte diese Mageninhaltsuntersuchungen nebst denen anderer Forscher und seine eigenen, im ganzen 567, zusammen und kam zu dem Ergebnis, daß der Schwarzspecht durch die Art seiner Ernährung dem Wald weder besonders nützt noch schadet. Etwas Schaden fügt der Schwarzspecht dem Wirtschaftswald sicher dadurch zu, daß er nicht nur kränkelnde, sondern auch gesunde Stämme zu Brutbäumen wählt, und gar mancher „Schwarzspechtbaum“ wurde infolge der großen Höhle in seinem Innern das Opfer eines Sturmes.

Es gibt Paare, die sich jedes Jahr eine neue Höhle zimmern, namentlich dann, wenn es im Revier nicht an starken Stämmen mangelt. Außer den Nisthöhlen schaffen sie sich im Laufe der Jahre mehrere Schlafhöhlen. Spechte übernachten nicht im Freien, sondern in Höhlen, notfalls gehen sie auch in Nistkästen.

Schwarzspechthöhlen werden von größeren Höhlenbrütern sehr begehrt, von der Hohltaube, von der Dohle, dem Wiedehopf, der Blauracke, dem Raufußkauz. Steht der Höhlenbaum in der Nähe eines großen Teiches oder Sees, bringt auch die Schellente ihr Gelege darin unter. Wenn aber keiner der „Großen“ darin einzieht, lassen sich kleinere Nutznießer, wie Star und Kleiber, in ihnen nieder. Auch einigen Fledermausarten, besonders dem Abendsegler, dienen sie als hochwillkommene Sommer- und Winterquartiere. Ferner wurden Waldkauz und Eichhörnchen in ihnen aufgestöbert.

Auch beim Schwarzspecht, der immerhin ein Durchschnittsgewicht von 320 Gramm erreicht, genügt eine zwölf- bis dreizehntägige Bebrütung, um in den Eiern — es sind meist vier — Jungspechte entstehen zu lassen. Sie sind völlig nackt. Der Oberschnabel ist wie bei allen Spechten zunächst etwas kürzer als der Unterschnabel und trägt an der Spitze den harten, blendendweißen Eizahn, der sich von dem rosaroten Schnabel deutlich abhebt und mit dem die Eischale gesprengt wird. Im Gegensatz zu andern Vogelarten sitzt bei den Spechten auch an der Spitze des Unterschnabels ein etwas kleinerer Eizahn.

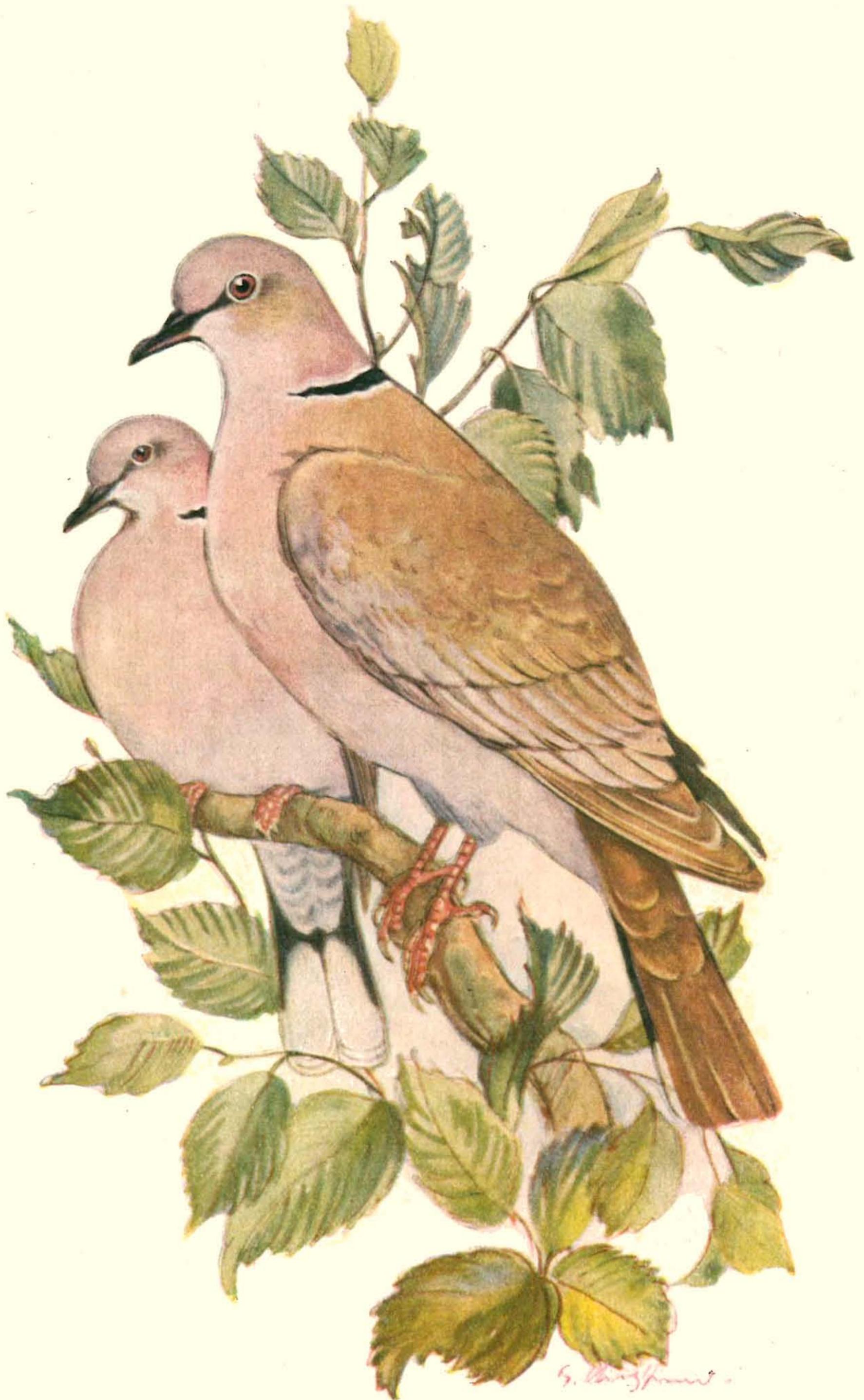
Damit sich die Jungspechte, die auf dem rauhen Höhlenboden hocken, nicht die Fersen wund reiben, sind diese mit widerstandsfähigen Sitzwarzen versehen, die wieder verschwinden, wenn sie nicht mehr nötig sind. Bis zum

Flüggewerden vergehen 24 bis 28 Tage. Das Jugendkleid zeigt schon die Farbunterschiede der Geschlechter, es ist aber nicht rein schwarz, sondern braunschwarz und ohne Glanz. Nach dem Verlassen der Höhle kehren die Jungspechte nicht wieder in sie zurück. Manche Elternpaare kümmern sich noch einige Tage um ihre Brut, vertreiben sie aber dann aus dem Revier. Gebhardt machte die Erfahrung, daß die Jungen, nachdem „sie ihre enge Wiege verlassen hatten, von der Bildfläche verschwunden waren“. Das Verhalten kann demnach verschieden sein. Das Brutpaar bleibt im Revier, ist also standorttreu, und verbringt die Nächte in seinen verschiedenen Schlafhöhlen, im allgemeinen jedes für sich allein.

Schwarzspechte unternehmen im ersten Lebensjahr zuweilen auffallend weite Reisen. Ein in der Tschechoslowakei beringter flog bis nach dem Emsland, und ausgerechnet die entgegengesetzte Richtung schlug der ein, der, in Harburg markiert, im Dezember desselben Jahres in Böhmen angetroffen wurde.

Bei weitem nicht so zahlreich vertreten wie Buntspecht und Grünspecht, zudem noch größer und wehrhafter als diese, ist es verständlich, daß der Schwarzspecht nur von größeren Greifvögeln und Eulen erbeutet wird. 71 Rupfunge wurden gefunden, davon rührten nach Uttendörfer die meisten, nämlich 36, vom Habicht her.





DER KUCKUCK

„Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald!“ Jeder Deutsche kennt das Lied und hat es als Kind mit fröhlicher Begeisterung wer weiß wie oft gesungen. Jeder kennt auch den Ruf, der dem Vogel den Namen verschaffte, auch den wissenschaftlichen, Cuculus. Aber nicht jeder hat den Rufer schon gesehen, obwohl er keinem deutschen Landstrich fehlt, von den Dünen der Nordseeinseln und den fetten, baumlosen Marschen an bis hinauf in die Alpenberge. Allerdings nimmt seine Zahl in den höheren Lagen sehr rasch ab. Und wieviel Aberglaube verbindet sich mit den Rufen des Kuckucks! Was will man nicht alles aus ihrer Anzahl erraten! Ganz ohne Zweifel ist der Kuckuck einer unserer volkstümlichsten Vögel.

Der rasch dahinfliegende, knapp taubengroße Vogel wird vielmals nicht als Kuckuck erkannt, sondern wegen des langen Schwanzes und der schmalen Flügel für einen Sperber oder Turmfalken gehalten. Tatsächlich wurde schon mancher Gauch von unkündigen Jägern als „Stößer“ abgeschossen. Auf der Ähnlichkeit beruht auch die Mär, daß sich der Kuckuck im Herbst in einen Sperber verwandele, und sie lebt noch heute trotz allem naturkundlichen Unterricht, wie mich Fragen erkennen ließen, die immer wieder an mich herangebracht wurden.

Beim Männchen des Kuckucks sind Kopf, Kehle und Halsseiten einfarbig hellgrau; die Oberseite aber ist schiefer-

Tafel 8: Türkentauben

grau. Das Weiß der Unterseite wird durch graue Querbinden unterbrochen. Die ungleich langen Schwanzfedern haben weiße Spitzen. Füße und Regenbogenhaut sind gelb. Die Weibchen tragen verschiedene Kleider. Die einen gleichen den Männchen, bei andern ist die rostbraune Oberseite dunkel gebändert, und sie erinnern in ihrer Färbung an ein Turmfalkenweibchen. Nur das Männchen ruft seinen Namen. Manchmal wird aus dem zweisilbigen ein dreisilbiger Ruf. Nicht selten kannst du auch ein heiseres, fauchendes „Hachachach“ von ihm hören. Vielleicht beruht auf diesem Ruf der Name Gauch. Der wunderschöne Triller des Weibchens, eine rasche Folge von ansteigenden, zuletzt absinkenden oder auch auf gleicher Höhe bleibenden, klangreinen Tönen, ist den meisten unbekannt. Jeder ist erstaunt und erfreut zugleich, wenn man ihn mit diesem „Kichern“ bekannt macht. Das Weibchen ist bei weitem nicht so ruffreudig wie das Männchen. Nur während der Brutzeit ruft der Kuckuck; sein letztes Rufen verklingt gegen Mitte Juli. Die Lebensweise des Kuckucks hat den Vogelkundigen viele Rätsel aufgegeben; es hat Jahrzehnte gedauert und viel Mühe gekostet, um einige davon zu lösen. Es ist dir bekannt, daß das Weibchen kein Nest baut und daß es seine Eier kleinen Singvögeln ins Nest legt, von ihnen ausbrüten und auch die Jungen von ihnen aufziehen läßt. Aber nicht immer führt dieses Zusammenspiel von Triebhandlungen verschiedener Vögel zum Ziel. Nicht jedes Kuckucksei wird bebrütet, nicht jeder Jungkuckuck wird groß. Kuckucke schließen keine Ehe; jedes Weibchen und jedes Männchen besitzt ein bestimmtes Revier, das es nach seiner Rückkehr aus Afrika wieder aufsucht. Man weiß das genau, weil jedes Weibchen Eier einer ganz bestimmten Färbung und Zeichnung legt. Der Engländer E. P. Chance, der sich als Kuk-

kuckksforscher einen sehr beachtlichen Namen erworben hat, bezeugt, daß ein Weibchen neun Jahre nacheinander ein bestimmtes Revier bewohnte. Männchen wurden als treue Heimkehrer bekannt durch besondere Rufe und gewisse Verhaltensweisen.

Kuckuckseier ändern in der Färbung außerordentlich ab. Sie können milchweiß oder einfarbig blaugrün aussehen. Die meisten sind auf grauem, rötlichem oder grünlichem Grunde dunkel gefleckt und gewölkt. Weil jedes Weibchen Eier ganz eigener Färbung legt, bedenkt es die Nester solcher Vögel mit ihnen, deren Eier gleich oder ähnlich gefärbt sind, und zwar wird es sich um Nester der Vogelart handeln, von der es einst selbst großgezogen worden ist. Das Weibchen, das von Teichrohrsängern gepflegt wurde, wird sein Ei wieder ins Nest eines Teichrohrsängers legen, weil es das Nest kennt. Die Eier sind nicht nur in der Färbung den Wirtseiern angepaßt, sondern auch in der Größe. Der hundert Gramm schwere Kuckuck müßte wie die gleichschwere Amsel Eier von acht Gramm legen. In Wirklichkeit wiegt ein Kuckucksei nur drei Gramm, also so viel wie ein Grasmücken- oder Bachstelzenei.

Der Kuckuck ist auf die Kleinvögel seines Wohngebiets angewiesen, und dementsprechend wechseln die Wirtsvögel mit den Landschaften. Auf den weiten Wiesen des Marschlandes sind die Wiesenpieper seine bevorzugten Wirte, im buschreichen Gelände Grasmücken und Rotrückenwürger und im Röhricht der Teiche und Seen die Teichrohrsänger, im Walde Rotkehlchen und Zaunkönige, in den Siedlungen Bachstelzen und Grauschnäpper. Doch haben sich in verschiedenen Ländern verschiedene „biologische Kuckucksrassen“ herausgebildet. In Deutschland wird zum Beispiel

die Heckenbraunelle sehr selten mit einem Kuckucksei beobachtet, in England dagegen vorzugsweise. Deutsche Kuckucke belegen nur gelegentlich die Nester des Drosselrohrsängers mit einem Ei, ungarische tun es sehr häufig. In Finnland legt der Kuckuck blaugrüne Eier, weil er dort hauptsächlich die in den Wäldern auf dem Boden brütenden Gartenrotschwänze als Pflegeeltern in Anspruch nimmt, in der Schweiz und anderen Alpenländern weiße, denn dort muß der Hausrotschwanz viele Kuckuckskinder aufziehen. Das Kuckucksweibchen will seine Eier in den Nestern bestimmter Vögel unterbringen. Chance behauptet, daß es hierbei eine erstaunliche Findigkeit entwickelt. Es beobachtet die Singvögel beim Nestbau, und durch das frisch fertige Nest wird es zum Legen angeregt, aber erst, wenn sich mehrere Eier des Wirtsvogels darin befinden, legt es eins hinzu. Das ist nicht immer ganz einfach, weil die Vögel durch die Anwesenheit des Kuckucks erregt werden und ihn vertreiben wollen. Sie umflattern ihn schimpfend und stoßen auf ihn. In solchen Fällen ermöglicht das Kuckucksmännchen dem Weibchen das Einschmuggeln eines Eies in das fremde Nest. Es zeigt sich den Nestinhabern ganz offen, lenkt dadurch ihre Aufmerksamkeit auf sich und läßt sich vertreiben, so daß das Weibchen Zeit gewinnt, um in knapp zehn Sekunden die Eiablage zu besorgen. Vorher nimmt es ein Ei der Nestbesitzer in den Schnabel, behält es auch während der Ablage darin und verschluckt es später. Chance hat diese Vorgänge an einem Wiesenpiepernest in Filmaufnahmen festgehalten. Nach ihm und anderen Forschern legt das Weibchen jeden zweiten Tag ein Ei, vorausgesetzt, daß es passende Nester findet. Ist das zuweilen nicht der Fall, vertraut es das Ei notgedrungen, „in der Legenot“, auch dem Nest einer anderen Vogelart an, etwa

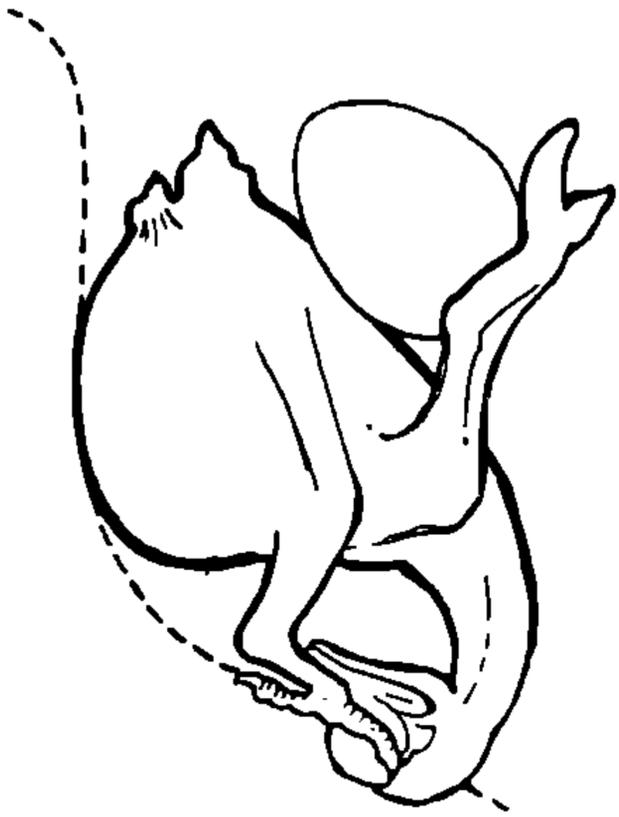
einem Körnerfresser, wie Bluthänfling und Goldammer. Dann geht der Jungkuckuck zugrunde. Körnerfresser füttern zwar eine Zeitlang ihre Jungen mit Insekten, später aber mit Körnern, und diese Kost bekommt dem Findelkind natürlich nicht. Übrigens wurden Kuckucksweibchen auch schon dabei beobachtet, daß sie nestjunge Vögel töteten und verzehrten.

Bachstelzennester sind zuweilen in so engen Verstecken untergebracht, beispielsweise zwischen aufgestapelten Brettern, daß es dem Kuckucksweibchen nicht möglich ist, sich auf das Nest zu setzen und so das Ei abzulegen. In solchen Fällen wird das Ei auf den Boden gelegt und dann im Schnabel zum Nest getragen. Auf diese Weise gelangt es auch in Zaunkönignester mit dem winzigen Eingangsloch. Die Engländer G. Edwards, E. Hosking und S. Smith erbrachten durch Versuche mit ausgestopften Kuckucken den Beweis, daß manche Singvögel den Kuckuck triebhaft als Feind betrachten. Als die Forscher den Balg eines Kuckucks über dem Nest eines Fitisses aufhingen, warnte das Männchen sofort, und das Weibchen verließ das Nest. Das Männchen flog auf den Balg, hackte auf den Hinterkopf und die Augengegend und riß ihm Federn aus. Auf sein Zetern kamen Baumpieper und Kohlmeisen herbei und nahmen eine kämpferische Haltung ein. Als der Balg über einem Nachtigallennest angebracht wurde, griff ihn das Pärchen sofort erbost an. Es riß ihm ganze Federbüschel mit Schnabel und Krallen aus, und im Eifer des Gefechts rempelten sich die Gatten öfter selber an. Genau so verhielten sich Buchfinken, Rotkehlchen und Rotrückenwürger. Bezeichnend war, daß die Amsel, die so gut wie nie als Wirt in Anspruch genommen wird, den Kuckuck nicht beachtete.

Ein Kuckucksweibchen legt während einer Brutperiode,

die von Mitte Mai bis Anfang Juli dauert, 16 bis 22 Eier. Ein von Chance fünf Jahre hindurch genau beobachtetes Weibchen brachte es in diesem Zeitraum auf 90 Eier. Im letzten Jahre erreichte es die bis dahin noch nicht bekannte Höchstzahl von 25 Eiern. Diese beträchtliche Zahl der Eier läßt vermuten, daß alljährlich sehr starke Verluste eintreten müssen, sonst müßten die Kuckucke ungeheuer überhandnehmen. Kommt doch der Mauersegler mit zwei bis drei Eiern aus, um seine Art zu erhalten. Und tatsächlich gehen auch viele Kuckuckseier und Jungkuckucke verloren. Obgleich die Eier in den meisten Fällen denen der Wirtsvögel sehr ähneln, mitunter völlig gleichen, werden sie doch nicht von allen Vögeln angenommen. Die Laubsänger, nämlich Zilpzalp, Fitis und Waldlaubsänger, verließen fast regelmäßig Nest und Gelege, wenn ein Kuckucksei hinzukam. Ein Baumpieper entfernte mehrmals nacheinander das Kuckucksei, das man ihm immer wieder ins Nest gelegt hatte. Auch der Gelbspötter schafft es stets wieder beiseite. Der Zaunkönig muß es behalten, ob er will oder nicht, da es ihm unmöglich ist, es aus seinem kugelförmigen Nest herauszurollen. Rohrsänger überbauen manchmal das Ei. Ungarische Drosselrohrsänger entfernen es sehr oft, wie Bela Molnar berichtete. Wieder andere Eier gehen dadurch verloren, daß sie, worauf du schon aufmerksam gemacht wurdest, in der Legenot in Nestern von Vögeln gelegt werden, die die Aufzucht des Jungkuckucks nicht übernehmen können. Wurden doch Kuckuckseier sogar in Nestern von Zwergtaucher, Fasan und Ringeltaube gefunden. Von hundert Vogelarten, die in Europa nachweislich mit Kuckuckseiern bedacht wurden, kommen nur dreißig als Kuckuckspfleger in Frage. Schlimm ergeht es dem Jungkuckuck, dessen Mutter das Ei einem bereits bebrüteten Gelege hin-

zufügte. Dann schlüpfen die Wirtskinder eher als er, und er wird von ihnen, die größer und schwerer sind, erdrückt, natürlich unwissentlich. Aber meist ist es anders. Die Eier der Singvögel bedürfen einer Bebrütung von dreizehn und mehr Tagen. Der Kuckuck dagegen schlüpft schon nach zwölf Tagen und einigen Stunden. So schlüpft er eher als die eigenen Jungen der Wirtsvögel. Auch das ist eine erstaunliche Anpassung im „Brutschmarotzertum“ oder im „Brutparasitismus“ des Kuckucks. Weitere kommen hinzu, wie du gleich erfahren wirst. Alle Singvögel sperren beim Füttern, und der Kuckuck, der doch gar nicht zu dieser Ordnung gehört, tut es auch. Er muß es tun, um von seinen Pflegeeltern gefüttert zu werden, und er sperrt unermüdlich und regt sie dadurch zu fleißigem Füttern an. Da er zunächst nur zweieinhalb Gramm wiegt, nach fünfzehn Tagen aber, wie Bußmann feststellte, bereits 94 Gramm, also 38mal mehr, bedarf er reichlicher Nahrungszufuhr, und das kleine Rohrsänger- oder Grasmückennest wird bald zu klein für ihn. Deshalb muß er die Eier und die Stiefgeschwister aus dem Nest entfernen. Er beginnt damit, wenn er etwa zehn Stunden alt ist, und dieser „Hinauswerfetrieb“ oder „Hausknechtstrieb“, wie man ihn scherzhaft bezeichnet hat, beherrscht ihn vier Tage lang. Man hat es früher nicht glauben wollen, daß ein nur einige Stunden alter Jungkuckuck eine solche Leistung vollbringen kann. Filmaufnahmen lassen keinen Zweifel. Der kleine, muskulöse Kerl schiebt sich seitlich unter ein Ei oder ein Stiefgeschwister, nimmt es auf seinen breiten, etwas ausgehöhlten Rücken, hält es mit den hochgreckten, noch nackten Flügelchen fest, schiebt sich rücklings an der Nestwand empor und stützt sich dabei auf den Vorderkopf, wie es die Zeichnung erkennen läßt. Er ruht nicht eher, als bis er



Der Jungkuckuck befördert,
an der Nestwand rücklings
emporkletternd, ein Ei des
Wirtsvogels aus dem Nest.
Aus Heinroth, Die Vögel
Mitteleuropas

seine Last auf den äußeren Nestrand geschoben hat, von wo sie gewöhnlich auf den Boden fällt. Auf einem breiten Nestrand bleibt das Ei oder der Jungvogel liegen. Die Rückenhaut des jungen Kuckucks ist offenbar sehr empfindlich. Sie juckt ihn bei jeder Berührung. Gelangt etwas auf seinen Rücken, muß es entfernt werden. Auch den hudernden Altvogel würde er fortschieben, wenn es ginge. Um die aus dem Nest beförderten Kinder kümmern

sich die Wirtsvögel nicht, sie kommen elend ums Leben. Der ihnen innewohnende Trieb, zu hudern und zu füttern, wird bei den Alten nur durch den im Nest befindlichen Vogel ausgelöst. Dieses Verhalten ist wieder ein Beweis dafür, wie sehr die Vögel triebhaft geleitete Wesen sind. Nicht selten kommt es vor, daß sich in einem Nest zwei Kuckuckseier befinden. Wohl ausnahmslos werden sie von zwei verschiedenen Weibchen stammen. Sogar drei und vier Kuckuckseier wurden bereits in einem Nest vorgefunden, eine Tatsache, die beweist, daß sich die Reviere der Kuckucke überschneiden und daß es auch herumstrome mernde Weibchen gibt. Molnar meldete sogar den Fund von fünf verschiedenen Kuckuckseiern in einem Nest. Kuckuckseier werden, wenn die Bestimmung durch den Augenschein allein nicht möglich ist, als solche an ihrem Gewicht erkannt. Sie sind schwerer als Singvogeleier gleicher Größe, weil sie eine dickere Schale haben. Die Dick-

schaligkeit des Eies dient ebenfalls der Arterhaltung. Das Ei wird nicht beschädigt, wenn es etwa in einem Zaunkönignest auf die bereits vorhandenen Eier rollt. Es verträgt auch die vergeblichen Versuche eines Nestinhabers, es aus dem Gelege zu entfernen. Die Schale eines Eies vom Baumpieper wiegt 0,14 Gramm, vom Rotrückenwürger 0,18 Gramm, die eines Kuckuckseies dagegen 0,21 Gramm.

Schlüpfen zwei oder mehrere Kuckucksjunge in einem Nest, entsteht natürlich ein Kampf auf Leben und Tod. Sieger wird wohl stets der zuerst geschlüpfte, der stärkere. Ein Jungkuckuck muß, wie dir bereits erklärt wurde, alle andern Nestinsassen beseitigen, um sich die Ernährung durch die Pflegeeltern zu sichern. Nur ganz ausnahmsweise kommt es einmal vor, daß Wirtskinder und Kuckuck zugleich aufwachsen, wenn es dem Kuckuck nicht gelang, die rechtmäßigen Jungen aus dem Nest zu werfen. Dann vollbringen die Altvögel eine geradezu unerhörte Leistung. Sie füttern ihre Kinderschar groß und noch einen Kuckuck, dessen Gewicht ihr eigenes um ein Mehrfaches übertrifft. Als Heinroth einen jungen Kuckuck pflegte, mußte er natürlich auch darauf bedacht sein, ihn warm zu halten. Aber wenn er ihn zudeckte, entfernte der Vogel, dem Hausknechtstrieb folgend, die wärmende Hülle. Was tun? Da kam dem Forscher ein rettender Gedanke. Er setzte zu dem ungebärdigen Gesellen zwei fast flügge Grauschnäpper. Wenn er nun diese etwas in die Höhe geschoben hatte, sprangen sie wieder ins Nest zurück, und so sorgten sie für seine Erwärmung. Nachts verhielt er sich ruhig.

Der äußerst gefräßige Kuckuck sperrt unaufhörlich, aber er bewegt sich sehr wenig. Er verhält sich damit rein triebhaft, um das locker gefügte Grasmückennest oder das an Rohrhalmen über dem Wasser hängende Rohrsängernest

nicht zu beschädigen. Bisweilen geschieht es aber doch, daß ein Nest infolge der übermäßigen Belastung abrutscht, und dann ist es meist um den Gauch geschehen. Vor wenigen Jahren erst erfuhr ich von einem Bekannten, daß er beim Brombeerpflücken einen fast flüggen Kuckuck versehentlich zertrat, der mit einem Gartengrasmückennest herabgefallen war. Die Verluste an Eiern und Jungen sind zweifellos beträchtlich. Eine Zusammenstellung ergab folgendes: Von 273 Eiern wurden nur 164 bebrütet, und von den 109 geschlüpften Kuckucken starben 47 vor dem Verlassen des Nestes.

Jungkuckucke betteln in den ersten Tagen mit „Sisisisi“, später lauter und schärfer mit „Zri-sir-zri“ und ähnlichen Lauten. Die Stiefeltern füttern ihr Pflegekind „mit wahrer Begeisterung“. Es sieht lustig aus, wenn sich ein fütterndes Rotkehlchen, wie ich es erlebte, auf den Kopf seines ihm an Größe weit überlegenen Pflegekindes setzt und ihm von da aus das Futter überreicht.

Bis zum Flüggewerden des jungen Kuckucks vergehen 21 bis 23 Tage. Es ist falsch zu glauben, daß dem Singvogelpärchen durch die Aufzucht eines Kuckucks mehr Arbeit erwächst als durch die Betreuung von fünf bis sieben eigenen Kindern. Wenn diese das Nest verlassen haben und verstreut in verschiedenen Büschen und Bäumen sitzen, haben die Eltern sicher mehr Arbeit zu leisten als mit dem Stiefkind, das mit schirkenden Lauten verrät, wo es ihrer harret. Noch drei Wochen lang nach dem Ausfliegen wird der Nimmersatt von ihnen gefüttert.

Das Jugendkleid des Kuckucks kann rostbraun oder dunkelgrau aussehen. Besonders kennzeichnend sind für den Jungkuckuck der kurze Schwanz und ein weißer Nackenfleck.

Jeder Kuckuck kostet freilich einer Singvogelbrut das Leben. Diesen nicht zu leugnenden Schaden macht er aber später wieder gut. Er vertilgt eine riesige Menge der gefährlichsten Garten- und Waldschädlinge. Dem Forstmanne ist er hochwillkommen. Verzehrt er doch gerade die Raupen, die zu Zeiten massenhaft auftreten und von vielen Vögeln verabscheut werden, weil sie durch lange, spröde, zum Teil giftige oder wenigstens stark nesselnde Haare geschützt sind. Der Kuckuck ist der naturbestimmte Bekämpfer der behaarten Raupen von Eichenprozessionsspinner, Ringelspinner, Schwammspinner, Brombeerspinner, Goldafter und Nonne. Ehe er eine dieser kratzbürstigen Raupen verschluckt, schlägt er sie mehrmals auf einen Zweig und entfernt dadurch einen Teil der Haare. Speiseröhre und Magen sind auf die Kost, die in ihnen lebensgefährdende Entzündungen hervorrufen könnten, eingerichtet. Zähflüssige Sekrete sichern die Innenhäute vor dem Eindringen der Haare, und gewisse Stellen im Magen sind so beschaffen, daß sich die Haare einbohren können, ohne Schaden anzurichten. Der Magen fängt die Haare ab, „filtert“ sie ab, damit sie nicht in den Darm gelangen, denn hier würden sie große Verheerungen anrichten. Aller paar Wochen, nachdem sich eine Ersatzhaut gebildet hat, löst sich die von Raupenhaaren stark besetzte Innenhaut des Magens ab und wird durch den Schnabel ausgeworfen. Die raupenvernichtende Tätigkeit des Kuckucks ist besonders deshalb hoch zu bewerten, weil sie beginnt, wenn die Raupen noch klein sind.

Fütterungsversuche zeigten, daß ein Kuckuck ganz erhebliche Nahrungsmengen bewältigt. Ein eben flügger, flügelahmer fraß an einem Tage 38 Heuschrecken, 13 junge Eidechsen von 6 bis 7 Zentimetern Länge, 55 Mehlwürmer, 22

Grillen, 9 Kreuzspinnen und 13 Kohlweißlingspuppen. Ein anderer vertilgte täglich gegen 200 Kohlweißlingsraupen. Jeder Raupe quetschte er zuvor den Darminhalt aus. Natürlich nimmt der Kuckuck neben den haarigen auch nackte Raupen zu sich. Durch Magenuntersuchungen wurde ihm die Vertilgung von Mai-, Bock-, Rüssel-, Schnell-, Marien- und Aaskäfern, von Wanzen, Ameisen und Blattwespenlarven bescheinigt. Der geradezu unersättliche Fresser ist nicht wählerisch. Einer verzehrte sogar die großen, abscheulich riechenden Raupen des Weidenbohrers. Mehrfach wurden in jüngster Zeit Kuckucke mit den Larven des Kartoffelkäfers aufgefüttert.

Der Kuckuck wird wie die Amsel, Singdrossel und Ringeltaube mehr und mehr zu einem Stadtvogel. Besonders in den Nachkriegsjahren mehrten sich die Nachrichten über die Verstädterung des Kuckucks. In Großstädten rufen sie, jedem sichtbar, von Antennenmasten, Wetterfahnen und Dächern ihren Namen den nicht wenig erstaunten Einwohnern zu.

Als ausschließlicher Insektenfresser ist der Kuckuck gezwungen, die nahrungsarme Zeit in Afrika zuzubringen. Mittel- und Südafrika wurden als Überwinterungsgebiete ermittelt. Der Jungkuckuck, der seine Eltern nicht kennen lernte, muß den weiten Weg allein zurücklegen, ohne jede Anleitung und Führung, und er findet ihn mit unfehlbarer Sicherheit. Wie ist das möglich? höre ich dich fragen. Die Antwort müssen wir dir schuldig bleiben. Hier stehen wir wieder vor einem Rätsel, das die Wissenschaft bisher noch nicht zu lösen vermochte! Finken und Drosseln ziehen in Schären und halten sich durch Rufe zusammen. Er aber, der außerhalb der Brutzeit völlig stumm ist, wandert als Sonderling allein und zudem des Nachts und gelangt auch

ans Ziel. Die ersten Kuckucke verlassen uns im August, Spätlinge wurden noch im Oktober angetroffen. Die meisten gelangen über Griechenland nach Afrika, andere schlagen die südliche oder südwestliche Richtung ein. Einer, der am 3. Juni 1931 seinen Ring in Bonn erhalten hatte, wurde bereits am 4. August des gleichen Jahres im Gebiet der Loire erlegt. Ein bei Dessau am 20. Juni 1930 beringter befand sich am 5. Mai des folgenden Jahres bei Viterbo in Italien. Ein dritter, der am Strande der Saale aufwuchs, wurde auf einer griechischen Insel erlegt.

Der Kuckuck weilt kaum vier Monate bei uns. Während dieser Zeit stellen ihm fluggewandte Greifvögel nach, Sperber, Habicht, Wanderfalk. Sperber und Habicht greifen ihn wohl hauptsächlich im Walde; der Wanderfalk ereilt ihn bei Flügen über freiem Gelände. Von 294 Kuckucksrupfungen konnte Uttendörfer dem Sperber 77, dem Habicht 31, dem Wanderfalken 21 buchen. Vereinzelte konnten von anderen Greifvögeln und Eulen geschlagen werden. 150 fielen unbekanntem Tätern zum Opfer.

Der Kuckuck plündert keine Obstbäume und keine Beeresträucher. Gemüse jeder Art ist vor ihm sicher, um Getreide und wertvolle Sämereien kümmert er sich auch nicht. Kurz und gut, er fügt der menschlichen Wirtschaft nicht den geringsten Schaden zu. Er nützt ihr vielmehr als Helfer im Kampfe gegen übelste Baumschädlinge. Zudem erfreut das Männchen alt und jung durch seine Rufe, das Weibchen allerdings nur den Kenner durch sein wohl-lautendes Kichern. Ist das nicht Lobes genug für ihn? Nur die vier bis fünf kleinen Singvögel, die durch ihn verloren gehen, belasten seine Schuldseite.

DER WIEDEHOPF

Der Wiedehopf ist einer unserer schönsten Vögel, und man möchte ihm gern öfter begegnen. Seinen ganzen Vorderkörper ziert ein vornehmes, mattes Weinrot. Auf dem Kopfe thront eine hohe, gelbrote Haube, deren verschieden lange Federn mit schwarzen Spitzen enden. Sie ist sein Stimmungsbarometer und wird häufig aufgerichtet und wieder nach hinten gelegt. Die schwarzen Flügel werden von mehreren weißen und gelblich weißen Binden gequert, die schwarzen Schwanzfedern von einer einzigen, und zwar ungefähr in der Mitte. Der auffallend lange, gebogene Schnabel ist schwarzbraun, die kurzen Füße sehen bleigrau aus. Das Weibchen gleicht dem Männchen, nur sind seine Farben weniger lebhaft.

Außer dem hübschen „Hudhudhud“ oder „Pupupupup“, dem er seinen lateinischen Namen *Upupa* verdankt, hört man von ihm noch als Begrüßungslaut ein wenig angenehmes „Chärr“ oder „Chrää“. Außerhalb der Brutzeit ist der Wiedehopf ein einsiedlerischer Sonderling, der sich mit niemand unterhält und deshalb über keine weiteren Stimmäußerungen verfügt.

Dem Wiedehopf hat man früher schweres Unrecht zugefügt. Selbst in führenden vogelkundlichen Werken wurde behauptet, daß er seine Bruthöhle nicht sauber halte, daß er den Kot der Jungen nicht entferne, so daß diese bis zum Hals im eignen Kot säßen. Wie sollten aber unter solchen Umständen gesunde Vögel mit glattem Gefieder die Bruthöhle verlassen können! Inzwischen haben viele Ornithologen zahlreiche Brutstätten des Wiedehopfs während und

nach der Brutzeit untersucht und festgestellt, daß sie in der Regel sauber waren oder nur geringe Kotreste enthielten und nur mulmig rochen, wie es auch bei besetzten Starkästen der Fall zu sein pflegt. Nur wenige Male wurden junge Wiedehopfe in stark verschmutzten Kästen mit feuchten, faulenden Niststoffen gefunden, und in einem Falle steckten die Jungen „in einem allzu stabil gebauten Starkasten“ bis zu den Füßen im Kot. Wie kommt es überhaupt zu solchen Zuständen? Der Wiedehopf trägt entweder gar keine oder nur wenige Niststoffe ein, ausnahmsweise nur fast so viel wie ein Star. Der Kot der Jungen ist nicht geformt, sondern dünnflüssig. In einer Baumhöhle, nicht aber in einem „allzu stabil gebauten Starkasten“, versickert die Flüssigkeit im Höhlenboden, und nur die festen Bestandteile bleiben zurück. Sie trocknen zu Klümpchen zusammen und werden von den Altvögeln entfernt. Aufnahmen bezeugen einwandfrei das Forttragen des Kotes, und unter den Bruthöhlen oder den besetzten Nistkästen werden Anhäufungen solcher Kotklümpchen gefunden. Ist der Brutraum sehr eng, mag es dem Elternpaar nicht möglich sein, alle Kotreste zu entfernen. Ungefähr vom fünfzehnten Tage an spritzen die Jungen den Kot durch das Flugloch nach außen. Geht ein Schuß etwas daneben, trocknen die Reste an der Höhlenwand ein. Gegen Ende der Nestzeit, die durchschnittlich 26 Tage währt, unterlassen die Alten das Wegtragen des Kotes.

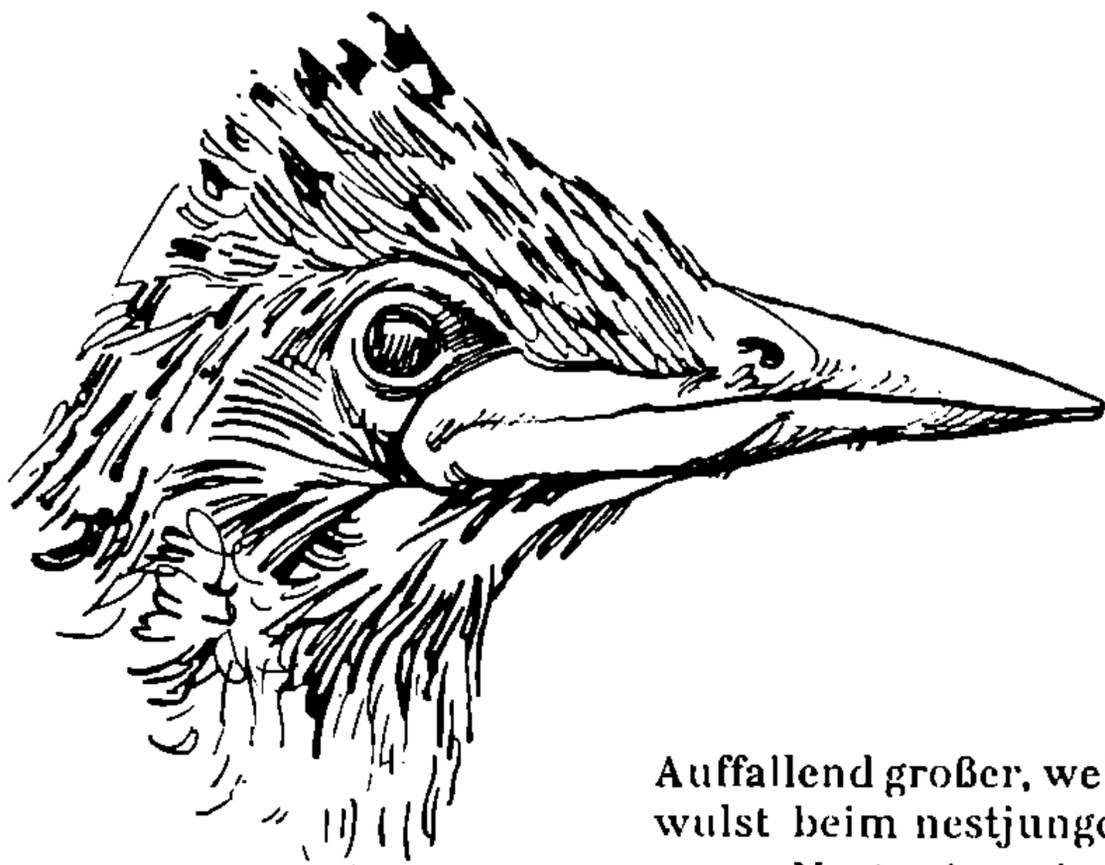
Werden die Jungen in ihrer Wohnung gestört, schießen sie den Kot auf den Störenfried, sei es Tier oder Mensch. Schon mancher Vogelkundige, der Wiedehopfe im Nest photographieren wollte oder sie griff, um sie zu beringen, hat eine Ladung oder auch ein paar in den Rockärmel oder ins Gesicht oder in den Apparat bekommen. Sobald

der Nistkasten geöffnet wird, gehen die Jungen in Schußstellung. Sie wenden dem Beschauer ihre Hinterseite zu, drücken Vorderkörper und Kopf auf den Boden, heben den Hinterkörper mittels der Beine hoch und legen die kurzen Schwanzfedern nach dem Kopf zu um. Dadurch wird die Kloake, die vorher unter den Federn verborgen war, frei. Sie ist schußfertig. Erstaunlich ist die Treffsicherheit, die schon Freiherr Hans von Berlepsch, der Vorkämpfer des wirtschaftlichen Vogelschutzes, rühmte. Ob die Wiedehopfe im Neste lagen oder von ihm „nach beliebiger Richtung hin in der Hand gehalten wurden“, das „Treffobjekt“ blieb immer sein Gesicht. Sicherlich dient dieses Kotspritzen, das nachweisbar erst vom sechsten Lebenstage an in Erscheinung tritt, der Abwehr von Feinden. Es ist stets gekoppelt mit der Absonderung des widerlich riechenden, bräunlichen Sekretes der Bürzeldrüse. Obgleich der an der Universität Halle wirkende Zoologe Christian Ludwig Nitsch schon 1830 nachgewiesen hatte, daß dieses Sekret die Ursache des heftigen Gestankes ist, der den jungen Wiedehopfen und den Weibchen nur während der Nestzeit eignet, wurde doch erst in neuester Zeit durch genaue Untersuchungen und Beobachtungen die in Vergessenheit geratene Entdeckung des Halleschen Professors als richtig bestätigt. Der Geruch des Sekretes gleicht dem Gestank faulenden Fleisches und übt sicher eine abschreckende Wirkung auf bestimmte Raubtiere aus. Katzen meiden jedenfalls nestjunge Wiedehopfe. Versuche, wie sich Wiesel und andere mit scharfem Geruchsinn ausgestattete Raubtiere gegenüber Junghopfen verhalten, sind sehr erwünscht. Sobald die Wiedehopfe flügge sind, wird von der Bürzeldrüse nicht mehr das bräunliche Stinksekret erzeugt und abgesondert, sondern nur ein gelbliches,

völlig geruchloses, wie es die Bürzeldrüse des Männchens das ganze Jahr über und die des Weibchens außerhalb der Brutzeit liefert. Ebenso verliert sich mit dem Ende der Hockzeit das Kotspritzen.

Das Kleid der jungen Wiedehopfe gleicht dem der Eltern; es wird erst nach einem Jahre vermausert, wie Professor Dr. Stresemann neuerdings feststellte. Vor der Jahrhundertwende war der Wiedehopf in Deutschland weit verbreitet. Dann ging sein Bestand stark zurück, und gar manchen seiner früheren Brutgebiete fehlt er heute noch völlig. Wo lichte Laub- oder Kiefernwälder an Wiesen grenzen, wo hohle Kopfweiden schmale Gräben begleiten, wo auf sonnigen Hängen Obstbäume ihre Früchte reifen, da fühlt er sich wohl. Findet er keine natürlichen Baumhöhlen oder kein Spechtloch vor, nimmt er mit den seltsamsten Schlupfwinkeln als Brutstätten vorlieb. In Stein- und Reisighaufen, auf Dachböden, unterm Fußbodenbelag verlassener Hütten, in Scheunen, unter Holzklaftern wurden Gelege und Junge gefunden. Auch Starkästen werden bezogen, wenn das Flugloch groß genug ist.

Das Weibchen legt ab Mitte Mai fünf bis acht Eier grau-licher Färbung und bebrütet sie sofort nach Ablage des ersten Eies. Es wird vom Gatten mit Futter versorgt, das es ihm gewöhnlich am Höhleneingang abnimmt. Er muß ihm den Bissen weit in den Schlund schieben, damit es ihn verschlucken kann. Der Wiedehopf hat nämlich eine winzige Zunge, die ihm beim Verschlucken der Nahrung keine Dienste leisten kann. Deshalb wirft er das erbeutete Insekt mit kurzem Ruck hoch und fängt es mit weitgeöffnetem Schnabel so auf, daß es tief in den Rachen fällt. Die Jungen schlüpfen nach sechzehn Tagen. Sie tragen ein grauweißes Dunenkleid. Merkwürdig ist, daß sie wie junge Singvögel



Auffallend großer, weißer Schnabelwulst beim nestjungen Wiedehopf
Nach einer Aufnahme
von Dr. Ernst Sutter

sperrten, wie diese einen aufdringlich gefärbten Sperrachen, und zwar einen knallroten haben und an Ober- und Unterschnabel dicke Schnabelwülste besitzen, die aber nicht gelb, sondern leuchtend weiß aussehen. Sie zeigen den Eltern in der dunklen Höhle, wohin das Futter gesteckt werden muß. In der ersten Zeit obliegt dem Männchen die Ernährung der ganzen Familie, weil das Weibchen die trotz der Dunen sehr wärmebedürftigen Jungen hudern muß. Anfangs erhalten sie nach Bußmann vorwiegend weichhäutige Maden und Raupen, nach einer Woche aber schon Maulwurfs- und Feldgrillen, Heuschrecken und Käfer, die auf Wiesen und Viehweiden, in Rüben- und Kartoffelfeldern aufgelesen oder aus dem Boden herausgezogen werden. Dabei trippelt der Wiedehopf gewandt umher und stochert öfter mit dem Schnabel in die Erde. Wie verschiedene Beobachter bezeugen, ist die unter der Grasnarbe lebende Maulwurfsgrille seine Lieblingsbeute und macht zeitweise achtzig Prozent seiner Nahrung aus. Es ist bewundernswert, daß er sie so oft zu finden vermag. Hat er eine aus dem unterirdischen Versteck herausgezerrt, fliegt

er auf einen Weg und stößt sie so oft auf den festen Boden, bis alle harten Chitintteile entfernt sind. Genau so verfährt er mit allen größeren Insekten. Sehr gern stochert er in ausgetrockneten Kuhfladen und im Schafdung, um Aaskäfer und ihre Larven zu erbeuten.

Am Brutplatz ist der Wiedehopf sehr vorsichtig. Bevor er die Höhle anfliegt, sichert er auf einem benachbarten Baum. Nach Bußmann verläuft die Fütterung selbst dann sehr schnell. „Die Jungen hüpfen unter das Flugloch, umschlingen rasch den futterspendenden Schnabel und erhalten so die Nahrung tief in den Schlund gesteckt, worauf der Altvogel jeweils fluchtartig wieder das Weite sucht.“ Gegen Ende der Nestzeit springen die Jungen — sie klettern nicht — an das Flugloch, schauen zu ihm heraus und lassen sich hier füttern.

Wenn der Wiedehopf bei der Nahrungssuche im Freien einen Greifvogel sieht, wirft er sich auf den Boden, breitet die Flügel und den Schwanz aus und reckt den Kopf senkrecht nach oben. So gleicht er einem zufällig hingeworfenen Lappen und mag wohl überschen werden. Doch können den auffällig gefärbten Vogel auch diese Schutzstellung und sein gaukelnder Flug nicht immer retten. Uttendörfer führt 63 Wiedehopfrupfungen an.

Auch der Wiedehopf muß wandern. Sein Winterquartier reicht vom Südrand der Sahara bis zum Äquator. Leider wurde noch kein deutscher Wiedehopf von dort zurückgemeldet. Ein bei Neschwitz, Kreis Bautzen, am 11. Juli beringter wurde Ende Oktober 1935 in der spanischen Provinz Katalonien erlegt. Ein anderer, am 8. Juli 1932 bei Mainz markiert, wurde am 18. September des gleichen Jahres bei Troyes geschossen. Ein Rheinpfälzer, am 4. Juli 1935 bei Weisenheim mit einem Ring versehen, hatte am

24. September Trapani auf Sizilien erreicht. In östlicheren Gebieten brütende Wiedehopfe, auch ungarische, wandern nach Südosten und gelangen über die griechischen Inseln nach Afrika.

Der Wiedehopf ist einer der Vögel, dessen Seltenwerden in weiten Landstrichen sehr zu bedauern ist. Belebt er doch die Landschaft, die ihn besitzt, durch seine Erscheinung, sein Wesen und seine Rufe in reizvoller Weise. Zudem ernährt er sich größtenteils von Tieren, die unsere Wirtschaft schädigen. Die Frage nach den Ursachen seines Verschwindens aus manchen Gegenden muß noch genauer untersucht werden. Bei Frankfurt am Main, wo den Stadtwald gegenwärtig wieder mindestens zehn Paare bewohnen, hat er seine Menschenscheu abgelegt. Dort ruft er von den Randbäumen einer Landstraße, „über die vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein ein großer Teil des Kraftwagenverkehrs nach Frankfurt geht“. Vielleicht kann man ihn an Orten, wo alte, hohle Bäume fehlen, durch Anbringen von Starkästen mit großem Flugloch zur Ansiedlung verlocken.

DIE BLAURACKE

Ein Vogel von tropischer Schönheit, der wie der ebenfalls exotisch anmutende Pirol leider nur vier Monate bei uns weilt, den größten Teil des Jahres aber in der heißen Zone Afrikas verbringt, ist die Blauracke. Sein Prachtgefieder wurde ihm wie so manchem anderen Vogel, den die Natur mit prunkvoll gleißenden Farben bedachte, zum Verhängnis. Unbeherrschte Schiesser tragen wohl einen Teil der Schuld, daß die Blauracke, die früher auch in Süd- und Westdeutschland daheim war, gegenwärtig in Deutschland so gut wie nur noch östlich der Elbe Heimatrechte besitzt. 1946 wurde sie als Brutvogel für den Kreis Celle, 1948 für den Kreis Gifhorn in Niedersachsen nachgewiesen, also in Gegenden westlich der Elbe. Mecklenburg, Brandenburg und Ostsachsen beherbergen sie noch in bescheidener Zahl. Sie beansprucht offenes Gelände mit alten Baumbeständen. Wo auf ärmlichstem Sandboden Kiefernwälder mit alten Eichen und Birken gedeihen, wird sie seßhaft, falls sie hier Baumhöhlen oder die Höhlen der größeren Spechtarten oder geeignete Nistkästen vorfindet. Sie meidet das Waldinnere und bezieht nur Niststätten in Bäumen am Waldrande oder auf Lichtungen, gern auch alte Eichen am Ufer eines größeren stehenden Gewässers.

Männchen und Weibchen tragen das gleiche farbenreiche Kleid. Eine eingehende Gefiederbeschreibung soll hier nicht gegeben werden. Es genügt zu wissen, daß der Vorderkörper und die Unterseite hellblaugrün gefärbt sind, daß mit diesem Blau das Zimtbraun von Rücken und Schultern sehr gut harmoniert und daß die Flügel teils veilchenblau, teils

hellblau und schwarzbraun getönt sind. Am Schwanz zeigen sich dunkel- und hellblaue, grünliche und schwarze Stellen. Die Füße sind bräunlich, die Iris besitzt keine auffallende Färbung, sie ist braun wie bei vielen anderen Vögeln. Die Blauracke wiegt nur 140 Gramm, ist also etwas leichter als der Eichelhäher, der im Durchschnitt 175 Gramm schwer wird.

Ihren Namen erhielt die Blauracke nach der vorherrschenden Gefiederfarbe und nach dem Ruf, den sie am häufigsten hören läßt, einem elsternähnlichen „Rackerackerack“. In andern Rufen, die gewöhnlich auch wiederholt werden, herrscht der Umlaut „ä“ vor.

Die Blauracke ist ein gewandter Flieger. Es war für mich immer ein erlesener Genuß, den farbenprächtigen Vogel zwischen den Stämmen des Waldes pfeilschnell dahinflitzen zu sehen. Freilich mußte ich die Mosigkauer Heide bei Dessau aufsuchen, um das Schauspiel genießen zu können. Zu Beginn der Brutzeit bemüht sich das Männchen durch prachtvolle Flugspiele um sein Weibchen. Es fliegt steil in die Höhe, saust mit angelegten Flügeln herab und überschlägt sich im Fluge, ohne einen Laut von sich zu geben. Nach Dr. Richard Wahn, der in der Mosigkauer Heide öfter Augenzeuge solcher Balzflüge war, beteiligt sich nicht selten auch das Weibchen an dem Spiel. Dann jagen sich beide mit größter Gewandtheit umher, steigen auf, lassen sich fallen, umkreisen einander und blocken plötzlich auf einem dünnen Zacken auf. Nun erst lassen sie das kennzeichnende „Rackerackerack“, dann ein langgezogenes, mehrmals wiederholtes „Rah“ hören. Dr. Ludwig Schuster beobachtete ein Pärchen bei einem anderen Balzgehabe. Die Ehegatten saßen sich dicht gegenüber und riefen abwechselnd und taktmäßig in flottem Sekudentempo kurze „Rack“. Jeder

Ruf wurde mit einer lebhaften Verbeugung begleitet. Die Wechselrufe wurden sechs- bis achtmal wiederholt, bis das Spiel durch ein schnelles „Rackerackerack“ des einen Partners beendet wurde.

In Höhlen werden keine oder nur wenige Niststoffe eingetragen, in Nistkästen mit dem ebenen Bretterboden, wie Wahn berichtet, zunächst eine bis zu zehn Zentimetern hohe „Matratze“ aus Halmen, Fasern und lehmiger Erde, auf der sich das eigentliche Nest befindet, das aus dicht verfilzten, feinen Halmen und Wurzelfasern besteht. Nie fand Wahn Haare oder Federn in einem Nest. Die vier bis fünf weißen Eier werden im Mai und Juni gelegt, jeden zweiten Tag eins. Weil die Jungen der einzelnen Brutten verschieden groß sind, ist anzunehmen, daß die Bebrütung nach der Ablage des ersten oder zweiten Eies beginnt. Brütende Weibchen saßen, nach Wahn, immer sehr fest auf den Eiern. Sie blieben auch sitzen, wenn die Nisthöhle geöffnet wurde. Heinroth, der ein frischgelegtes Ei von einer Taube ausbrüten ließ, erfuhr auf diese Weise, daß die Bebrütungsdauer neunzehn Tage beträgt. Die Jungen werden von beiden Eltern gefüttert. Sie sperren nicht, wie Singvögel, Kuckuck und Wiedehopf. Sie greifen den Bissen, den ihnen die Eltern im Schnabel zutragen, sofort, wenn sie am Schnabelwinkel berührt werden. Während der ersten vierzehn Tage schlüpfen die Eltern zur Fütterung in die Höhle, später überreichen sie den Jungen das Futter von außen. Die Jungen wimmern andauernd und verraten dadurch dem Kundigen auf Entfernungen bis zu zweihundert Metern die Höhle. Wenn sie beinahe flügge sind, gucken sie oft zum Flugloch hinaus und kreischen laut, wenn sie einen heimkehrenden Elter gewahren. Das

verschiedene Alter und die damit verbundene unterschiedliche Größe der Jungen wirken sich für die jüngeren Geschwister mitunter verderblich aus. Sie werden beim Füttern von den größeren abgedrängt und gehen nach und nach elend zugrunde.

Ausgerechnet diesem wundervoll gefärbten Vogel fehlt der Trieb, die Nisthöhle sauber zu halten. Steinfatt und andere Beobachter bemerkten, daß die Höhlenwände mit dem schmierigen Kot verkleistert waren. Auch das Gefieder der Nestlinge war teilweise verschmiert.

Wenn die Jungen im Alter von 28 Tagen die Höhle verlassen, tragen sie ein Kleid, das dem der Eltern bis auf geringe Unterschiede gleicht. Es wird erst in der Winterherberge vermausert.

Neben größeren Insekten vieler Arten, unter denen Käfer und Heuschrecken vorherrschen, verzehrt die Blauracke auch kleinere Wirbeltiere, neben Mäusen auch Frösche und Eidechsen. Csörgey fand in vier Mägen neben Lauf- und Maikäfern viele Getreidewanzen, in einem Magen allein 124 Stück. Die Blauracke betreibt ihre Jagd von einer Warte aus, einem hochgelegenen Sitzplatz. Zur Erntezeit setzt sie sich gern auf die Getreidepuppen. Als Flugkünstler fängt sie mit vielem Geschick auch fliegende Insekten. Die meisten Blauracken suchen, wie wir durch die gründlichen Untersuchungen Stresemanns erfuhren, als Überwinterungsgebiet das östliche Afrika von Uganda bis Kapstadt auf, weniger den Westen des Erdteils. Auch die in Westafrika überwinternden fliegen von ihrer Bruth Heimat aus zunächst nach Griechenland und Ägypten und zweigen erst im Gebiet der großen Seen nach Westen ab. Sie verlassen uns im August und erreichen Transvaal erst im November, nehmen sich mithin auf dem Herbstzug als Tages-

wanderer viel Zeit und schalten manchen Ruhetag ein. Bereits im Februar treten sie die Heimreise an. Im zweiten Aprildrittel treffen sie in Ägypten und Griechenland ein, im dritten in Ungarn, in Südschweden und an der sowjetischen Ostseeküste erst im Mai. Auch nach Deutschland gelangt die Mehrzahl erst anfangs Mai. Infolge der Seltenheit der Blauracke auf deutschem Boden konnten bisher nur wenige mit Ringen versehen werden, und noch keine wurde zurückgemeldet. Solche, die in den genannten Ostseeprovinzen markiert worden waren, wurden auf dem Herbstzug auf Samos, Kreta, Cypern, bei Ankara und in Ägypten festgestellt, eine bulgarische im Tanganjika-Gebiet. Auf dem Frühjahrszug wurde eine lettische bei Jerusalem, eine ungarische bei Athen erlegt. Es steht fest, daß die Blauracke im Herbst mehr das östliche, weniger das mittlere Mittelmeer überquert; im Frühling ist es gerade umgekehrt. Ein Teil der Wanderer führt also einen sogenannten Schleifenzug durch.

Uttendörfers Liste verzeichnet nur 19 Blauracken, wovon 5 dem Wanderfalken, vier dem Habicht und 2 dem Sperber angekreidet werden konnten.

Um diesen prächtigsten unter den einheimischen Vögeln unserem Volk und Vaterland für immer zu erhalten, müßte gegen jeden, der sich an ihm versündigt, schärfstens eingeschritten werden. Alle Forstbehörden, in deren Bezirken die Blauracke noch nistet, müßten angehalten werden, „Höhlenbäume“ zu schonen, und dort, wo die Blauracke vertrieben oder vernichtet wurde, sollte man bemüht sein, sie durch Anbringen von Nisthöhlen oder Nistkästen von neuem anzusiedeln. Allerdings ist Wahn der Überzeugung, daß schon seit Jahrzehnten, einem ehernen Gesetz folgend, eine Verschiebung des Brutgebietes nach Osten stattfindet.

Einer der westlichsten Brutplätze, die Mosigkauer Heide, besitzt, wie mir Wahn mitteilte, seit 1945 keine Blauracke mehr, nachdem fast alle Kiefernüberhälter und der halbe Wald der Motorsäge zum Opfer fielen.

DIE RINGELTAUBE

Taubenrufe, tief, hohl, dunkel, nicht aufdringlich, nicht lärmend, empfinden wir stets als angenehm. Schon im März beleben sie den um diese Zeit noch recht schweigsamen Wald. Zu den Ringel-, Hohl- und Turteltauben, die bisher Deutschlands wildlebende Tauben waren, gesellte sich 1945 die Türkentaube.

Alle vier Arten haben rote Füße. Der Oberschnabel ist an der Wurzel mit einer Haut überzogen, die die Nasenlöcher „wie eine Kappe bedeckt“. Tauben legen zwei weiße Eier; höchst selten besteht ein Gelege aus drei Eiern. Weil die Tauben vom ersten Ei an brüten, werden die Eier der frei-brütenden Arten der Sicht und dem Zugriff durch Krähen und andere Nestplünderer entzogen. Die Gatten lösen sich ab. Der Tauber bedeckt die Eier von den späten Vormittags- bis zu den frühen Nachmittagsstunden, die Taube während der übrigen Zeit.

Die Jungen kommen mit haarartigen, gelblichen Dunen auf die Welt und sind einige Tage blind. Sie legen den Kopf nicht wie andere Nesthocker kraftlos vor sich hin, sondern ziehen ihn von Anfang an etwas zwischen die Schultern zurück. Bis zum neunten Tage werden sie mit der sogenannten „Kropfmilch“ gefüttert, die von beiden Eltern im Kropf erzeugt wird. Es ist ein weißer, bröcklicher, käsiger, riechender Brei, der fortwährend von der innersten Hautschicht abgestoßen wird. Die Absonderung beginnt nach Dr. Günther Niethammer schon vier Tage vor dem Schlüpfen der Eier und wird mit dem zehnten Lebens-tage der Jungen eingestellt. Am sechsundzwanzigsten Tage

befindet sich der Kropf wieder in normalem Zustande. Die Jungen stecken bei der Fütterung ihren ungewöhnlich langen Schnabel in den Schnabel des Elters, worauf dieser die Kropfmilch auswürgt. Später erhalten die Jungen Körner, die im Kropfe aufgeweicht worden sind.

Tauben brüten jährlich mindestens zwei-, meist dreimal, mitunter viermal. Sie erzeugen also vier bis sechs Eier und vermögen mit dieser Zahl ihren Bestand zu sichern. In jedem Jahre finden dort, wo sie dichter siedeln, Kämpfe um die Nistplätze statt. Ob sich die Paare der wildlebenden Tauben nur für ein Jahr verbinden oder in Dauerehe leben, ist noch nicht bekannt. Außerhalb der Brutzeit sind sie stumm.

Wenn Tauben trinken, stecken sie den Schnabel bis an die Nasenlöcher in das Wasser und ziehen es saugend ein. Sie verhalten sich also anders als Gänse und Hühner. Wie diese und andere Vögel trinken, hast du sicher schon beobachtet. Sie trinken oft und reichlich, weil die trocknen Körner, ihre Hauptnahrung, im Kropf aufgeweicht werden müssen. Größere Brocken, wie Brotstückchen, zerkleinern sie umständlich, indem sie Teilchen durch schleudernde Bewegungen des Schnabels abbrechen. Sie baden gern und lassen sich auch gern beregnen. Ihr Gefieder wird aber nicht durch das Fett der Bürzeldrüse wasserdicht gemacht wie bei den meisten Vögeln, sondern durch einen feinen Puder, der jedem Taubenhalter bekannt ist. Bei den Tauben ist die Bürzeldrüse entweder gar nicht vorhanden oder nur gering entwickelt.

Nun wollen wir uns die Ringeltaube näher beschauen, unsere größte und schönste Wildtaube. Sie erhielt ihren Namen nach dem breiten, weißen Fleck an jeder Halsseite. Sie bilden allerdings nicht einmal einen Halbkreis. Es

würde zu weit führen, das farbenreiche Gefieder ausführlich zu beschreiben. Hauptkennzeichen der Ringeltaube sind außer den Halsflecken, denen grünschillernde und purpurrote Federpartien benachbart sind, ein weißes Flügelschild, das besonders im Fluge deutlich sichtbar wird, die weinrote Brust, eine hellgraue Binde quer durch den Schwanz und die gelben Augen.

Das anheimelnde Lied der Ringeltaube, das im dunklen Fichtenhochwald eine märchenhafte Stimmung zu zaubern vermag, besteht aus drei bis vier Strophen und einem Schlußton. Es läßt sich mit folgenden Silben wiedergeben: „Ruguh-gugu, Ruguguh-gugu, Ruguguh-gugu, Ru“. Der letzte Ton ergänzt gewissermaßen die erste Strophe, der eine Silbe fehlt. Natürlich leisten sich die einzelnen Rufer auch Abweichungen und Besonderheiten. Beim Rufen sitzt der Tauber ruhig auf einem Ast — seit Jahren auch auf Dächern inmitten der Städte — und sträubt dabei sein buntes Halsgefieder. Das Abfliegen ist gewöhnlich mit lautem Flügelklatschen verbunden. Man erschrickt förmlich, wenn plötzlich aus einem Baume mehrere abstiegen. Wie die Amsel, ist die Ringeltaube schon vor der Jahrhundertwende zum Stadtbewohner geworden. Ursprünglich bewohnte sie nur Wälder jeder Art bis hinauf zu den Gipfeln der Mittelgebirge. Jetzt aber nistet sie ungescheut auf Straßenbäumen und in Gärten. Schon mehren sich die Berichte, die besagen, daß sie ihr Nest an Häuserwänden auf dem Dachrinnenknie, auch auf Balkonen errichtet.

Ist der Tauber im März aus der Winterherberge zurückgekehrt, wirbt er sofort durch lebhaftes Rufen und durch Balzflüge um eine Täubin. Mit ein paar Flügelschlägen steigt er steil in die Luft, dann läßt er sich mit gefächertem Schwanz und hochgestellten Flügeln im Gleitflug

fallen und wiederholt das Spiel mehrmals, während er einen weiten Bogen über dem Brutrevier beschreibt. Nach Taubenart beknabbern sich die Eheleute öfter minutenlang Kopf- und Halsgefieder. Am Bau des Nestes beteiligen sich beide Gatten. Der Tauber trägt die Ästchen herbei, die Täubin verbaut sie. Das Nest ist meist so lückig gefügt, daß die weißen Eier von unten sichtbar sind. Ein auf einem Balkon angelegtes Nest bestand nur aus Drahtstückchen. Die zwei Eier werden gewöhnlich Anfang April gelegt, doch wurden auch schon sehr frühe Bruten bekannt. Nach sechzehn bis siebzehn Tagen schlüpfen die Jungen. Ältere sitzen so im Nest, daß ihre Köpfe nach den entgegengesetzten Richtungen zeigen. Sie nützen dadurch den Platz im zu eng gewordenen Nest besser aus. Im Alter von drei Wochen verlassen sie es. Sie können dann noch nicht fliegen, aber doch von Ast zu Ast flattern. Ihrem Kleid fehlen die weißen Halsflecken und jeglicher Glanz. Bis zum Herbst wird das Gefieder vermausert, und dann besitzen auch sie das schmucke Alterskleid.

Die drei bis vier Bruten werden ineinandergeschachtelt, das heißt, daß das Weibchen bereits wieder zu Neste trägt und Eier legt, während das Männchen die noch nicht selbständigen Jungen betreut.

Die Nahrung der Ringeltaube ist vielseitig. Sie nimmt pflanzliche und tierische Kost zu sich. Neben Unkrautsämereien, Getreidekörnern und Hülsenfrüchten, Eicheln und Bucheckern, Laub- und Nadelholzsamen nimmt sie gern Beeren der verschiedensten Arten und Kirschen zu sich. In West- und Nordwestdeutschland, wo zahlreiche Ringeltauben überwintern, halten sie sich an die Kohlarten, besonders an Grün- und Rosenkohl; wenn kein Schnee liegt, auch an andere grünende Pflanzen, wie Klee,

Raps, Gras. Zur Zeit der Aussaat vermögen Ringeltauben dem Landwirt dort, wo sie wie zur Herbstzugzeit massenhaft auftreten, empfindliche Schäden zuzufügen. Einen Teil dieses Schadens machen sie wieder wett durch die Vertilgung von Schnecken und Schadinsekten. So wurden in einem Magen gegen 1000 Puppen des Tannentriebwicklers gefunden, in einem anderen 553 Larven einer Blattwespe, die Fichtennadeln befrißt, und fünf Kiefernspannerraupen, in einem dritten 107 Eichenwicklerpuppen. Ein Kropf war bis zur Hälfte mit Blattläusen gefüllt.

Ringeltauben sind Stand-, Strich- und Zugvögel. Zu den deutschen gesellen sich im Herbst die in Nordeuropa beheimateten, mitunter in gewaltigen Massen. Das Hauptüberwinterungsgebiet ist Südwestfrankreich, wo Ringvögel aus Dänemark, Skandinavien, Finnland und Deutschland angetroffen werden. Eine Ringeltaube, die als Nestling am 13. Juli 1950 bei Friedrichstanneck in Thüringen beringt worden war, wurde am 8. November des gleichen Jahres in den französischen Pyrenäen erlegt. Sächsische zogen bis ins Gebiet der Garonne und nach Spanien. Durch den Ringversuch wurde auch erwiesen, daß die Ringeltaube heimattreu ist.

Ringeltauben sind bevorzugte Beutetiere der größeren und schnellfliegenden Greifvögel. Nach Uttendörfer wurden 3106 Rupfungen gefunden. Davon konnten dem Habicht 773 nachgewiesen werden, dem Sperber 221, dem Wanderfalken 122. Die hohen Zahlen könnten bedenklich stimmen. Dazu liegt aber kein Anlaß vor. Sie sind dadurch bedingt, daß die Ringeltaube sehr häufig ist, weil sie als Freibrüterin und infolge ihrer vielseitigen Kost überall Daseinsmöglichkeiten findet, auch dort, wo es den anderen Taubenarten nicht möglich ist.

DIE HOHLTAUBE

Die Hohлтаube trägt ihren Namen, weil sie in Höhlen brütet. Nur dort, wo sie alte Buchen und Eichen mit natürlichen Höhlen oder Schwarzspechthöhlen vorfindet, kann sie sich niederlassen. Höhlenarmen Fichtenwäldungen fehlt sie deshalb, oder sie ist dort zumindest sehr selten. Dazu kommt, daß ihr Dohle, Blauracke und Waldkauz passende Höhlen streitig machen.

Ihr Kleid ist schlichter als das der Ringeltaube. Das im großen und ganzen graublaue Gefieder zieren nur je ein grünschillernder Fleck an den Halsseiten und der weinrote Kropf. Die weiße Farbe fehlt ihr gänzlich. Beim Schnabel ist wie bei der Ringeltaube die Wurzelhälfte rot, die Vorderhälfte gelb. Das Auge ist unauffällig braun gefärbt. Der Balzruf der Hohлтаube ist ein mehrfach wiederholtes, zweisilbiges „Hu-u“, bei dem die zweite, etwas kürzere Silbe sowohl höher als auch tiefer liegen kann als die erste. Um die Rufe der beiden Tauben auseinanderzuhalten, sei dir gesagt, daß bei der Ringeltaube Name und Ruf mit „R“ beginnen, bei der Hohлтаube aber mit „H“. Mitunter wird der ersten Silbe ein kurzes, leises „U“ vorgesetzt, so daß ein dreisilbiger Ruf entsteht.

Bei Mangel an Nisthöhlen fechten die Tauber mit Flügeln und Schnäbeln erbitterte Kämpfe aus. Die Wohnungsnot zwingt sie, Felsen- und Erdhöhlen, Kaninchenlöcher, Eichhornkobel, Horste von Greifvögeln und Nistkästen als Niststätten anzunehmen. Selbst auf dem Boden, unter Gekräut und Gebüsch, werden Nester gefunden.

Die brütenden Vögel verhalten sich verschieden. Die einen

fliegen sofort ab, wenn an den Brutbaum geschlagen wird, andere sitzen so fest, daß sie sich auf den Eiern greifen lassen. Die Brutdauer beträgt sechzehn bis siebzehn Tage. Die genaue Hockzeit der Jungen muß noch erkundet werden. Es werden 21 und 28 Tage genannt.

Das Nest wird stark verschmutzt, weil die Alten den Kot nicht entfernen. Zur nächsten Brut wird, wenn möglich, eine andere Höhle bezogen. Andernfalls wird der Kot der ersten Brut mit neuen Niststoffen zugedeckt.

Dem Jugendkleid fehlt der zierende Schiller am Hals, und die Kropfgegend ist nur schwach weinrötlich überflogen.

Die Nahrung der Hohltaube ist wohl die gleiche wie die der Ringeltaube, doch scheint sie tierische Kost in geringerem Maße aufzunehmen als die größere Verwandte.

Ringfunde lassen erkennen, daß auch die Hohltaube in Südwestfrankreich und Spanien überwintert. Von drei Hohltauben, die als Nestjunge in den Jahren 1950 und 1952 bei Bonn ihren Ring erhielten, wurden im Herbst der gleichen Jahre eine an der Gironde, zwei in Nordspanien angetroffen.

Uttendörfers Liste enthält nur 196 Hohltauben gegenüber 3106 Ringeltauben.

DIE TURTELTAUBE

Unsere kleinste Wildtaube, die Turteltaube, unterscheidet sich von Ringel- und Hohltaube durch ihre Färbung, durch den langen, gestuften Schwanz und durch den schwärzlichen Schnabel. Sie wird deshalb nicht mit den genannten Arten in die Gattung *Columba* eingereiht, sondern in die Gattung *Streptopelia*, der auch die Türkentaube angehört. Ihr Gewicht ist 160 bis 170 Gramm.

Wie bei anderen Tauben, sind die Geschlechter gleich gefärbt. Die Hauptkennzeichen der Turteltaube sind die schwarzweiß gestreiften Flecken an den Halsseiten, der blaugraue Oberkopf, das weinrötliche Kropf- und Brustgefieder, der weiße Bauch und der braunschwarze Schwanz mit der weißen Endbinde.

Der Name klingt an den Ruf an, der sie kennzeichnet, ein gemütliches, anheimelndes „Turr“. Es wird oft mehrmals gereiht, und so entstehen Strophen einfachster Art.

Die Turteltaube ist zwar über ganz Deutschland verbreitet, aber nicht gleichmäßig, sondern recht verstreut. Sie wählt Wälder jeder Art zu Brutstätten, vorzugsweise lichte Kiefernwälder und lockere Mischbestände.

Als wärmeliebendes Tier trifft sie erst im Mai im Brutgebiet ein. Der Balzflug gleicht dem der anderen Tauben. Turteltauben bauen ein lockeres Nest aus dürren Reisern; es kann in niederen Büschen stehen, meist aber findet es sich auf einem Baum, mehrere Meter über dem Erdboden. Von Mitte Mai an werden die Eier gelegt. Die Brutdauer soll 14 bis 15 Tage dauern, die Nestzeit 16 bis 18 Tage.

Nachprüfungen sind noch sehr erwünscht. In der Regel begnügt sich die Turteltaube mit einer Brut.

Auch die Turteltaube nährt sich vorwiegend von pflanzlicher Kost, von Unkrautsämereien, Getreidekörnern, Hülsenfrüchten, Nadelholzsamen. Insekten und kleine Gehäuseschnecken werden seltener aufgenommen.

Die Turteltauben sind Zugvögel. Ihr Hauptüberwinterungsgebiet scheint der Sudan zu sein. Deutsche Ringvögel suchten die Winterherberge in südlicher und südöstlicher Richtung zu erreichen. Eine bei Riesa am 9. August 1937 beringte Turteltaube wurde am 30. September in Italicen, eine andere, ebenfalls bei Riesa beheimatete und am 17. Juli 1937 markierte, befand sich am 12. September des gleichen Jahres auf der Insel Samos.

Bis Ende 1946 ermittelte Uttendörfer 391 Turteltauben als Opfer von Greifvögeln und Eulen. Die meisten, nämlich 101, griffen sich Sperber.

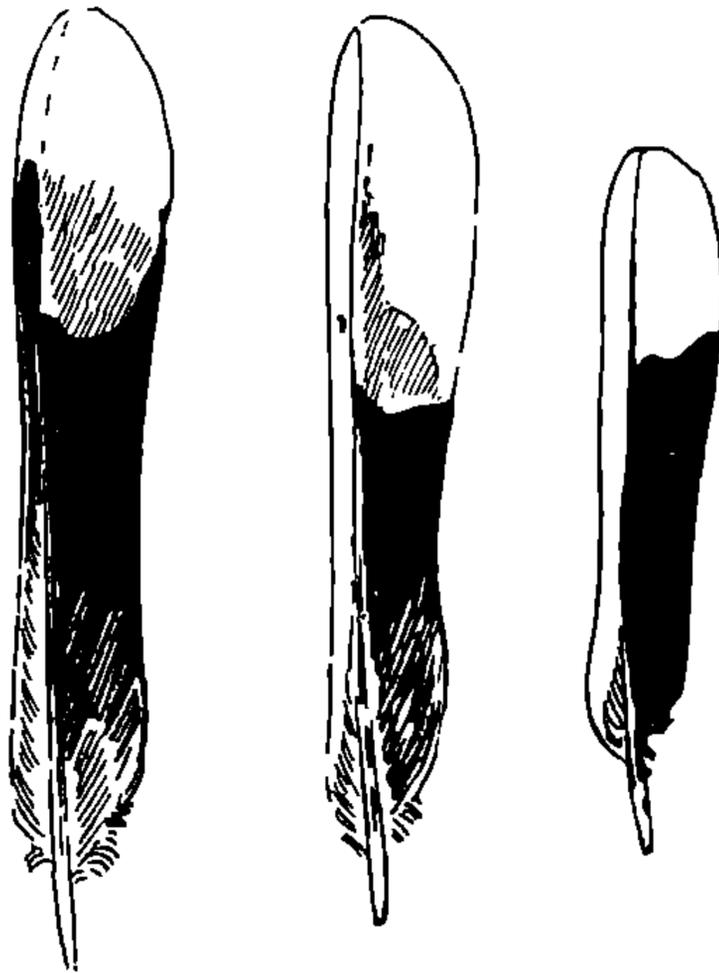
Schön wäre es, wenn die Turteltaube, unser Sinnbild der Zärtlichkeit, mehr als bisher zu einem Vogel der Anlagen und Friedhöfe würde.

DIE TÜRKENTAUBE

Bis zum Jahre 1930 war die Türkentaube in Europa nur auf dem Balkan zu Hause; Belgrad war ihr nördlichster Brutplatz. Mit einem Male begann sie, ihr Siedlungsgebiet sehr schnell nach Norden, Nordosten und vor allem nach Nordwesten auszuweiten. Von keinem anderen Vogel ist ein so hastiges, geradezu überstürztes Vorwärtsdringen bekanntgeworden. 1936 war sie bereits in Budapest. 1943 brütete ein Paar in Wien. Die aufsehenerregende Feststellung gelang Dr. Günther Niethammer, der sie auch durch zahlreiche Lichtbilder beweisen konnte. Nun jagten sich förmlich die Berichte über neues Vorkommen der Türkentaube in den verschiedensten Gegenden Österreichs und Deutschlands. 1945 war sie bereits bis Westfalen vordrungen, wo sie in dem Städtchen Pattensen zur Brutschritt. Bei ihrem Vordringen überflog sie weite Gebiete, in denen sie zunächst nicht siedelte. Damals bat ich in verschiedenen Tageszeitungen um Nachrichten über ihr Vorkommen in Sachsen und erhielt auch bald zuverlässige Auskünfte, so daß ich zunächst im März 1951 je ein Paar in Gärten in und bei Oschatz, kurz darauf auch in Wurzen beobachten konnte. Die Tauben waren nicht scheu und ließen sich aus einer Entfernung von kaum zehn Metern bequem betrachten. Sie wären wohl lange ruhig und still sitzen geblieben, wenn ich sie nicht aufgescheucht hätte, um mir ihr Flugbild einzuprägen. Der Vogel drang immer weiter in nördlicher Richtung vor. Aus der Fülle an Daten über die beispiellose Schnelligkeit seiner Ausbreitung sei

hier nur angegeben, daß er 1951 zum erstenmal in Schweden, 1952 in Dänemark und Holland brütete.

Damit du die Türkentaube, falls es noch nicht geschehen ist, auch für deinen Wohnort bestätigen kannst, wenn sie anfängt, dort in Gärten, Friedhöfen und Parkanlagen zu brüten, seien dir ihre deutlichsten Merkmale angegeben. Das Hauptkennzeichen ist ein schmales, schwarzes Nackenband, das weißlich eingefast ist. Die Oberseite ist mit Ausnahme des blaugrauen Oberkopfes und Oberhalses bräunlichgrau, die Unterseite gleichmäßig blaß bläulichgrau gefärbt. Der Schnabel sieht schwärzlich aus wie bei ihren Verwandten, der Turteltaube und der viel in Gefangenschaft gehaltenen Lachtaube. Die Regenbogenhaut ist rot, und um das Auge zieht sich ein schmaler, nackter, grauer Ring. Den dunklen auffallend langen Schwanz ziert eine breite, weiße Endbinde, die besonders beim Balzflug wunderschön zur Geltung kommt.



Äußerste Schwanzfeder von Türkentaube (links), Lachtaube (Mitte) und Turteltaube (rechts).

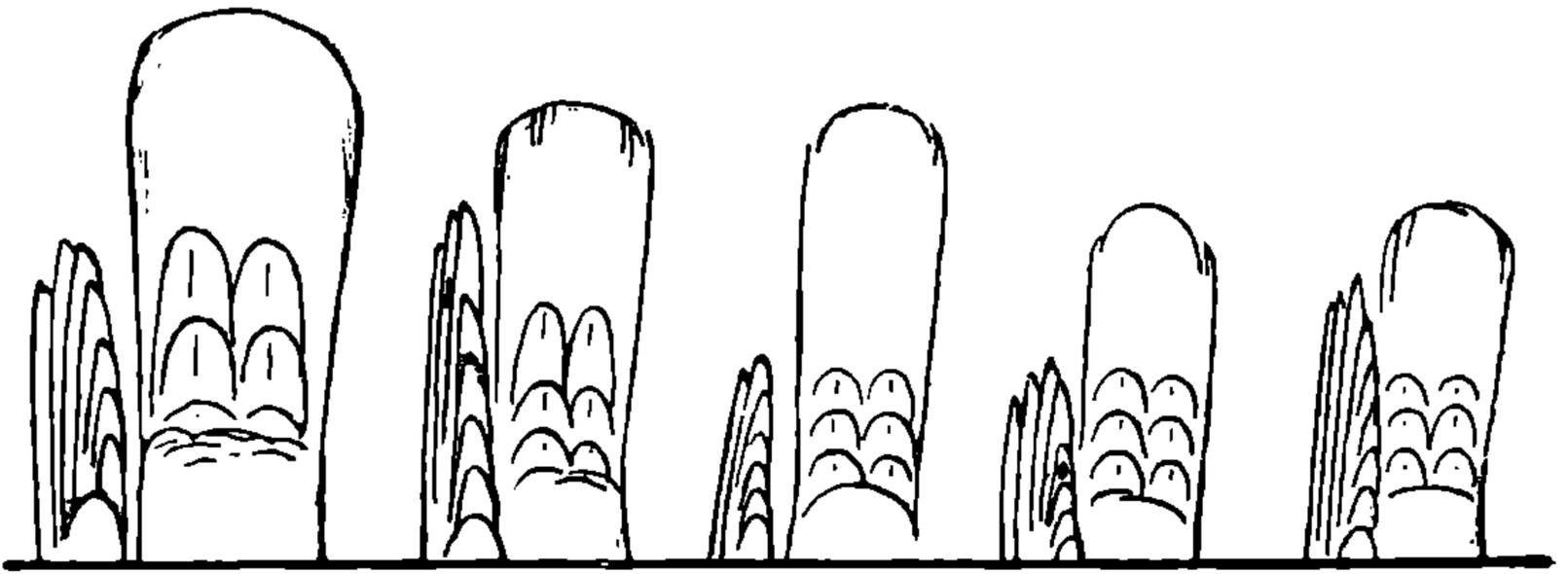
Nach Dr. G. Bodenstern (in Orn. Mitt. 1950)

Der Ruf der Türkentaube ist ein angenehm klingendes „Du-duu-du“ oder „Gu-guu-gu“. Die zweite Silbe liegt etwas höher und wird betont. Jeden Ruf begleitet der Tauber mit einer Verbeugung, so daß man, auch wenn er hoch oben auf einem Dachfirst ruft, die Enden des Nackenbandes an den Halsseiten erkennen kann. Von Zeit zu Zeit unterbricht er das Rufen durch einen Balzflug. Mit klatschenden Flügelschlägen erhebt er sich steil in die Luft und läßt sich dann mit gefächertem Schwanz und gebreiteten Schwingen im Segelflug zum alten oder auch auf einem andern Rufplatz nieder.

Die Neubürgerin unter unseren Vögeln macht es dir sehr leicht, sie aufzuspüren, weil sie im Winter bei uns ausharrt und die Futterplätze der Hühner und Haustauben aufsucht. Auch Getreidespeicher und Güterbahnhöfe locken sie an; denn dort fällt beim Entladen von Getreide immer etwas für sie ab.

Weil sie innerhalb der Ortschaften brütet, war es deutschen Vogelkundigen sehr bald möglich, Einblicke in das Brutleben zu gewinnen. Die Türkentaube ist Freibrüterin. Mehrfach wurde berichtet, daß zum Bau des lockeren Nestes nicht nur dürre Reiser, sondern auch Eisen- und Kupferdrähte in reichem Maße verwendet wurden. Rudolf Piechocki veröffentlichte die Röntgenaufnahme eines Nestes, die das Drahtgewirr anschaulich erkennen läßt. Der Kot der Jungen wird auf dem Nestrand abgesetzt, wodurch das Nest nach und nach an Festigkeit gewinnt. Bis zum zehnten Tage werden die Jungen immer zugedeckt, von da an nur bei Regen. Sie drücken sich immer fest an den Nestboden, damit sie bei Sturm nicht über Bord fallen. Schon mit 18 bis 20 Tagen verlassen sie das Nest. Dann sind sie bereits flugbar, sitzen aber noch tagelang im Geäst, wo sie sich

völlig ruhig verhalten. Zur ersten Brut wird das Nest nach Möglichkeit einem Nadelbaum anvertraut, später auch Laubbäumen. Manche Nester werden zweimal benutzt. Die Brutzeit währt sehr lange, vom März bis Anfang November, und so ist es möglich, daß nicht nur, wie in der Regel, drei, sondern vier und fünf Bruten erzeugt werden. Die Vermehrung kann jedenfalls als stark bezeichnet werden. Höchstwahrscheinlich ist die hohe Geburtenzahl eine der Ursachen für die schnelle Ausweitung des Brutgebiets.



Von links nach rechts Schwanz und Flügel der Ringeltaube,
Hohлтаube, Türkentaube, Lachtaube, Turteltaube.
Nach Dr. G. Bodenstein (in Orn. Mitt. 1950)

Sehr bald wurden Türkentauben dem Beringungsversuch unterworfen. Eine, die am 24. Juli 1951 in Holleben bei Halle beringt worden war, wurde am 1. Mai 1952 zwischen Reims und Rethel tot aufgefunden. Eine andere, im Juli 1952 auf der dänischen Insel Seeland markiert, wurde im Dezember des gleichen Jahres in Südschweden geschossen. Die Wiederfunde zeugen, wie zu erwarten war, von ihrem Drang nach Westen und Norden. Daß aber eine Türkentaube, die am 19. Januar 1951 in Haldensleben ihren Ring erhalten hatte, im Dezember desselben Jahres in Ober-

italien, 46 Kilometer von Udine entfernt, wieder in Menschenhände geriet, ist recht verwunderlich. Ist die Türkentaube doch kein Zugvogel, der im Herbst die nördliche Heimat verläßt, um im Süden zu überwintern! Ruffungen sind meines Wissens in Deutschland noch nicht gefunden worden.

*

Nur eine Auswahl gefiederter Rufer konnte in diesem Büchlein vorgestellt werden. Es sind keine begnadeten Sänger wie Nachtigall und Amsel, doch geben auch ihre Stimmen Wald und Wiese, Berg und Tal Zauber und Reiz. Auch ihre Rufe vermögen Menschenherzen frohgemut oder verzagt zu stimmen, und viele beglücken jeden hierfür Empfänglichen durch den Farbenreichtum und Glanz ihres Gefieders. Im Verein mit den andern leicht beschwingten Beherrschern des Äthers verschönen und beleben sie unsre heimatlichen Gefilde.

WIR LERNTEN KENNEN

aus der

Ordnung Sperlingsvögel	Passeres
Unterordnung Singvögel	Oscines
Familie Krähenvögel	Corvidae
Kolkrabe	Corvus corax corax L.
Rabenkrähe	Corvus corone corone L.
Nebelkrähe	Corvus corone cornix L.
Saatkrähe	Corvus frugilegus frugilegus L.
Dohle	Coloeus monedula spermologus (Vieillot)
Elster	Pica pica pica (L.)
Dickschnabel- Tannenhäher	Nucifraga caryocatactes caryoca- tactes (L.)
Sibirischer Tan- nenhäher	Nucifraga caryocatactes macro- rhynchos Brehm
Eichelhäher	Garrulus glandarius glandarius (L.)
Alpenkrähe	Pyrrhocorax pyrrhocorax (L.)
Alpendohle	Pyrrhocorax graculus (L.)
Ordnung Spechtartige	Pici
Familie Spechte	Picidae
Grünspecht	Picus viridis viridis L.
Grauspecht	Picus canus canus Gmelin
Buntspecht	Dryobates major pinetorum (Brehm)
Weißrückenspecht	Dryobates leucotus leucotus (Bech- stein)
Kleinspecht	Dryobates minor hortorum (C. L. Brehm)
Mittelspecht	Dryobates medius medius L.
Dreizehenspecht	Picoides tridactylus alpinus (C. L. Brehm)
Schwarzspecht	Dryocopus martius martius (L.)

Ordnung Hopfartige	Upupae
Familie Hopfe	Upupidae
Wiedehopf	Upupa epops epops L.
Ordnung Racken	Coraciae
Familie Echte Racken	Coraciidae
Blauracke	Coracias garrulus garrulus (L.)
Ordnung Kuckucksartige	Cuculi
Familie Kuckucke	Cuculidae
Kuckuck	Cuculus canorus canorus L.
Ordnung Tauben	Columbae
Gattung	Columba
Ringeltaube	Columba palumbus palumbus L.
Hohltaube	Columba oenas oenas L.
Gattung	Streptopelia
Turteltaube	Streptopelia turtur turtur (L.)
Türkentaube	Streptopelia decaocto decaocto (Frisch)

„ERLEBTE WELT“

- BAND 1 neu in Vorbereitung
- BAND 2 Heinz Geiler, „Fische in Bach und Teich“
- BAND 3 Ludwig Hinterthür, „Hallimasch und Butterpilz“
- BAND 4 Herbert Schönebaum, „Aber der Wagen rollt“
- BAND 5 Heinrich Dathe, „Kleines Käferbüchlein“
- BAND 6 Rudolf Haupt, „Von Schlangen, Echsen und Lurchen“
- BAND 7 Conrad Vollmer, „Am Tümpel vor der Stadt“
- BAND 8 Ludwig Hinterthür, „Herbstliches Tischleindeckdich“
- BAND 9 Jean Henri Fabre, „Von Heuschrecken, Grillen und Gottesanbeterinnen“
- BAND 10 Conrad Vollmer, „Die großen Schwingen“
- BAND 11 Heinz Geiler, „Buntes Schmetterlingsbüchlein“
- BAND 12 Conrad Vollmer, „Buntes Gefieder an Bach und See“
- BAND 13 Jan Zabinski, „Die seltsame Wiege“
- BAND 14 Karl-Heinz Roszak, „Kräuterbüchlein“
- BAND 15 Gerhard Schmidt, „Wunderwelt der Steine“
- BAND 16 Margot Abt, „Wasser, nichts als Wasser“
- BAND 17 Conrad Vollmer, „Kleine Welt am Meeresstrand“
- BAND 18 W. J. Gromow, „Was vor Millionen Jahren auf der Erde war“
- BAND 19 B. Ljapunow, „Geschichten von der Atmosphäre“
- BAND 20 Dietmar Riedel, „Silberne Ernte“
- BAND 21 Robert Gerber, „Gefiederte Sänger“, erster Teil
- BAND 22 Robert Gerber, „Gefiederte Sänger“, zweiter Teil
- BAND 23 Suse Vogel, „Bringt alle Instrumente mit“
- BAND 24 Alfred Lehmann, „Tiere kamen zu uns“
- BAND 25 Helmut Stapf, „Erz wird Stahl“
- BAND 26 Conrad Vollmer, „Flinke und heimliche Gesellen“
- BAND 27 Herbert Schönebaum, „Anker auf“

- BAND 28 Friedrich Lieber, „Aus der Werkstatt der Kunst“
- BAND 29 Helmut Stapf, „Baumeister Kalk“
- BAND 30 Robert Gerber, „Fledermäuse, Eulen und andere Nachtgeister“
- BAND 31 Walter Illing, „Langer Weg zur kurzen Welle“
- BAND 32 Gerhard Schmidt, „Wolken und Wetter“
- BAND 33 Ludwig Hinterthür, „Bedrohte Schönheit“
- BAND 34 G. A. Aristow, „Vom Aufbau des Sonnensystems“
- BAND 35 Conrad Vollmer, „Kleine Baumchronik“
- BAND 36 Walther Winkler, „Vom vielbegehrten Zucker“
- BAND 37 Alfred Lehmann, „Kleine Völkerschau“
- BAND 38 Naliwkin/Petrow, „Erdöl“
- BAND 39 N. Wersilin, „Die Pflanze und Du“
- BAND 40 Helmut Lindner, „Weite Welt des Schalls“
- BAND 41 Helmut Stapf, „Salz überall“
- BAND 42 Friedrich Lieber, „Blick hinter den Vorhang“
- BAND 43 Robert Gerber, „Rufer im Federkleid“
- BAND 44 Christian Grunert, „Blumen am Bergpfad“
- BAND 45 S. J. Dawydowa, „Träger des Lebens“

Weitere Bände in Vorbereitung



Aus der Vogelwelt berichten:

Bd. 10

Conrad Vollmer

DIE GROSSEN SCHWINGEN

Hln. DM 3,50

Bd. 12

Conrad Vollmer

**BUNTES GEFIEDER
AN BACH UND SEE**

Hln. DM 3,50

Bd. 21/22

Robert Gerber

GEFIEDERTE SÄNGER

Teil I und Teil II

je Hln. DM 4,80

Bd. 30

Robert Gerber

**FLEDERMÄUSE,
EULEN UND
ANDERE NACHTGEISTER**

Hln. DM 4,80

Bd. 43

Robert Gerber

RUFER IM FEDERKLEID

Hln. DM 4,80

—

**JUGENDBUCHVERLAG
ERNST WUNDERLICH
Leipzig W 31 · Karl-Heine-Straße 10**

»ERLEBTE WELT«

Aus der Zoologie berichten:

Bd. 5

Heinrich Dathe

KLEINES KÄFERBÜCHLEIN

Hln. DM 3,50

Bd. 9

Jean Henri Fabre

VON HEUSCHRECKEN,
GRILLEN
UND GOTTESANBETERINNEN

Hln. DM 3,50

Bd. 11

Heinz Geiler

BUNTES
SCHMETTERLINGSBÜCHLEIN

Hln. DM 3,50

Bd. 13

Jan Zabinski

DIE SELTSAME WIEGE

DM 3,50

Bd. 26

Conrad Vollmer

FLINKE UND HEIMLICHE
GESELLEN

Hln. DM 4,80